

Muslime: Neue Fakten zur Eroberung Europas

Nummer 43 – 22. Oktober 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5,90 (inkl. MwSt.) – Euro 3,90

DIE WELTWOCHEN



Polenta, Fondue, Röstiland

Der Siegeszug der Schweizer Küche.

Von Christian Seiler

Armee ohne Feind

Auch VBS-Chef Ueli Maurer drückt sich vor der entscheidenden Frage.

Von Urs Gehriger



Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY



ANA IVANOVIC

Profi-Tennisspielerin mit 15. Auf Weltklasseniveau mit 16.
Weltranglisten-Vierte mit 19. Mit 20 die Nummer eins
nach ihrem French-Open-Sieg 2008.
Faszinierend. Und das nicht nur auf dem Platz.

ROLEX. DIE KRÖNUNG DES ERFOLGS.



OYSTER PERPETUAL
DATEJUST
IN 18 K. WEISSGOLD


ROLEX
ROLEX.COM

BUCHERER

Für die schönsten Momente im Leben. Seit 1888.

Intern

Im Promi-Kochduell des Boulevardmagazins «Glanz & Gloria» kämpfte Christa Rigozzi um das «Goldene Rüebli». Dabei zeigte die Miss Schweiz 2006, dass sich ein Model nicht zwangsläufig von Salat und Nature-Jogurt ernährt: Sie tischte ihren Gästen Rindsbraten mit Polenta auf. Für das Tessiner Fernsehen moderiert Rigozzi mittlerweile die Kochsendung «I Cucinatori». Umso erfreuter waren wir, dass sie sich für unsere Titelgeschichte über den Siegeszug der Schweizer Küche abbilden liess. Der Fotograf Dan Cermak insze-



Fondue-Heidi: Cover-Girl Rigozzi.

nierte Rigozzi als laszives Fondue-Heidi. Wobei die Tessinerin das Nationalgericht nicht nur für die Linse präsentierte – sie griff nach dem Shooting auch herzlich zu. Den Artikel von Christian Seiler lesen Sie auf **Seite 34**.

Auf unserer Website können Sie aus zwanzig Gerichten Ihr Lieblingsessen wählen und erhalten Gratis-Rezepte für die fünf Leibspeisen der *Weltwoche*-Leser. Berner Platte, Capuns oder Risotto alla ticinese? Jetzt abstimmen unter www.weltwoche.ch/schweizerkueche.

Wer ist unser Feind? Und wie soll ihm begegnet werden? Diese Fragen soll der neue Sicherheitspolitische Bericht (SIPOLB) beantworten, den VBS-Chef Ueli Maurer Anfang Jahr in Auftrag gegeben hat. Nun liegt der Entwurf vor und stösst bei der ersten Aussprache im Bundesrat auf massiven Widerstand. Urs Gehrig hat das unveröffentlichte Papier studiert und stellte fest: Das Bedrohungsbild bleibt konfus. Obwohl ein militärischer Angriff auf die Schweiz praktisch ausgeschlossen wird, soll die Armee für die höchste Eskalationsstufe

beim Einsatz militärischer Gewalt gewappnet bleiben. Militärische Auslandseinsätze hingegen werden herabgestuft. **Seite 12**



Im Lesefieber: Autor Krogerus.

Als Mikael Krogerus seinem Freundeskreis mitteilte, er wolle in zwei Wochen zehn Bücher lesen, gab es zwei Reaktionen: Die einen sagten, das geht nicht. Die anderen sagten: «Und was machst du sonst so?» Unser Autor begann meistens morgens nach dem Frühstück. Wenn das Buch spannend war, las er es im Stehen in der U-Bahn, viel auf dem Klo und vor allem abends im Bett. Der schwerste Brocken war zum Glück der erste («2666»). John Grisham las sich von allein, die Krimis (Joy Fielding und Charlotte Link) waren spannend und luden zum Querlesen ein, auch wenn die Personen durcheinandergerieten und das langweilige Ende von Grisham den Journalisten noch drei Bücher später nervte. Bei Loetscher musste er ständig an den Protagonisten von Peter Stamm denken und bei Cecelia Ahern an seine Cousine. Dan Brown wiederum erinnerte ihn an den Anfang, ein bisschen wie Bolaño für Leute mit Leseschwäche. Als Krogerus mit seiner Arbeit fertig war, hatte er eine Woche lang 39 Grad Fieber. **Seite 50**

Der deutsche Bundesbanker Thilo Sarrazin (SPD) sprach in einem Interview über sein Berlin und die Türken. Äusserte pointierte Ansichten über Immigranten und Assimilation. In Deutschland ein heikles Unterfangen und angesichts der Islam-Debatte, die auch in der Schweiz an Intensität zunimmt, aktueller denn je. Kaum war das Interview gedruckt, hagelte es Proteste und Rücktrittsforderungen. Was aber hat der Sozialdemokrat gesagt, was Politiker und eine empörte Öffentlichkeit in Rage brachte? **Seite 56**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (Leitung Kultur und Gesellschaft), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (Leitung Wirtschaft), Kai Michel (Wissenschaft), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (Los Angeles), Eugen Sorg, Mark van Huisseling

Daniel Ammann, Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (Leserbriefe), Sacha Verna (New York), Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Redaktionelle Mitarbeiter:

VOR IHNEN STEHT DIE ZUKUNFT.

DER NEUE LEXUS RX 450h VOLLHYBRID.

Diese beeindruckenden Werte garantiert Ihnen schon heute und nicht erst in ferner Zukunft exklusiv der neue Lexus RX 450h:

6,3 l Verbrauch auf 100 km*

A Energieeffizienz-Kategorie

0 Emission im Stop-Go-Verkehr

299 PS (220 kW) Leistung

148 g/km CO₂*



**LEXUS
HYBRID
DRIVE**

DER EINZIGE SEINER KLASSE MIT ECHTER HYBRIDTECHNOLOGIE. TESTEN SIE JETZT DAS ORIGINAL VON LEXUS.

Mit seiner zukunftsweisenden Vollhybridtechnologie setzt der neue RX 450h den Massstab. Er verfügt über Lexus Hybrid Drive, die bahnbrechende Technologie für mehr Leistung und weniger Verbrauch, und ist damit klarer Leader in seinem Segment. Unübertroffen ist auch seine komplette Serienausstattung: Rückfahrkamera, Lederausstattung und ein Premium-Soundsystem mit 9 Lautsprechern und 6-fach-CD-Wechsler sind beispielsweise inklusive. Optional kann der neue RX 450h etwa mit einem Head-up-Display und wegweisendem Pre-Crash-Sicherheitssystem zusätzlich veredelt werden. Testen Sie die weltweit einzige Premium-Gelände-Limousine mit Vollhybridantrieb (ab Fr. 85 600.-)** jetzt bei Ihrem Lexus Partner. Mehr Infos und Probefahrtanmeldung unter www.lexus.ch

VOLLGARANTIE UND
GRATISSERVICE WÄHREND
100 000 KM
INNERHALB VON 3 JAHREN

 **LEXUS**

* Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 80/1268/EWG gesamt 6,3 l/100 km. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km.

** Unverbindlicher Nettopreis.

Toleranz

Der Islam ist eine gefährliche Religion. Sonst würden unsere Eliten entschiedener dagegen antreten. Von Roger Köppel

In den aktuellen Diskussionen um Minarette und Islam werden die Begriffe Toleranz und Respekt verwechselt. Oft ist von verärgerten Muslimen zu hören, die Kritiker der Minarette würden es am nötigen Respekt fehlen lassen. Die Schweiz, bisher bekannt für ihre grosse Toleranz, handle respektlos, wenn sie die Gebetstürme verbiete. Es wird, mit anderen Worten, aus dem Prinzip der Toleranz ein neues Grundrecht auf Respekt abgeleitet. Dieser Gedanke begegnet uns auch in anderen Diskussionen. Als ich einer Debatte über Rassismus in der Schweiz die Meinung einer Rassismusbeauftragten, es gebe immer mehr Rassismus bei uns, als «grossen Quatsch» bezeichnete, warf mir die Beauftragte «fehlenden Respekt vor anderen Meinungen» vor.

Hier ist eine Klarstellung nötig. Toleranz ist die Bereitschaft, auf dem Boden einer verbindlichen Rechtsordnung andere Glaubensbekenntnisse zuzulassen, solange sie die Rechtsordnung nicht gefährden. Der Westen begann das Toleranzprinzip nicht auf Grund höherer Einsichten zu installieren, sondern dank einem geistigen Ermüdungsbruch nach dem Dreissigjährigen Krieg (1618–1648). Die konfessionellen Auseinandersetzungen zwischen Katholizismus und Protestantismus hatten zu gewaltigen Verwüstungen Europas geführt. Aus dem religiösen Fanatismus war keine stabile Ordnung abzuleiten. Die Kirche wurde in ihrem weltlichen Machtanspruch zurückgedrängt. Die Fürsten durften in ihren Territorien über die Konfession bestimmen (*cuius regio, eius religio*).

Es war die Absage an eine totalitäre Staatsauffassung, in der die Politik zur Fortsetzung der Religion mit anderen Mitteln wurde. Diese Trennung, die Europa unter grossem Leid zustande brachte, ist in den muslimischen Ländern weder vorhanden noch vorgesehen. Es ist denkbar, dass der Islam irgendwann einmal mit der weltlichen Kultur Europas vereinbar sein wird. Genauso wahrscheinlich aber bleibt bis auf weiteres das Gegenteil.

Toleranz setzt die Anerkennung einer politischen Ordnung voraus, die den religiösen Bürgerkrieg beendet. Wenn eine säkulare Kultur wie die christliche einer noch immer nach politischer Herrschaft strebenden Konfession wie der islamischen gegenübersteht, ergeben sich Unverträglichkeiten. Die Christen haben akzeptiert, dass ihre Werte und Traditionen



Eine Drohkulisse, die abschrecken soll.

indirekt das politische Leben und die Institutionen prägen, aber es gibt keine unerfüllte Sehnsucht nach politischer Machtergreifung mehr. Die Muslime hingegen haben bis heute den Verlust ihres Weltreichs nicht überwunden. Und der seit einigen Jahren immer militanter auftretende Islamismus ist der Phantomschmerz, den sie durch Ausdehnung, Unterwanderung und Eroberung heilen wollen. Die Tatsache, dass Christentum und Islam unversöhnliche politische Haltungen verkörpern, wiegt schwer. Beide Religionen stehen für Staatsideen, die sich wechselseitig ausschliessen. Der Toleranzbegriff verliert in dieser Gegenüberstellung seinen Sinn. Keine Ordnung kann tolerant sein gegenüber einer anderen, die ihr feindlich gegenübersteht. Der heutige Islam ist die politische Verneinung des säkularen Rechtsstaats. Die Muslime müssen ihren Glauben reformieren oder aufgeben, um im Westen wirklich anzukommen.

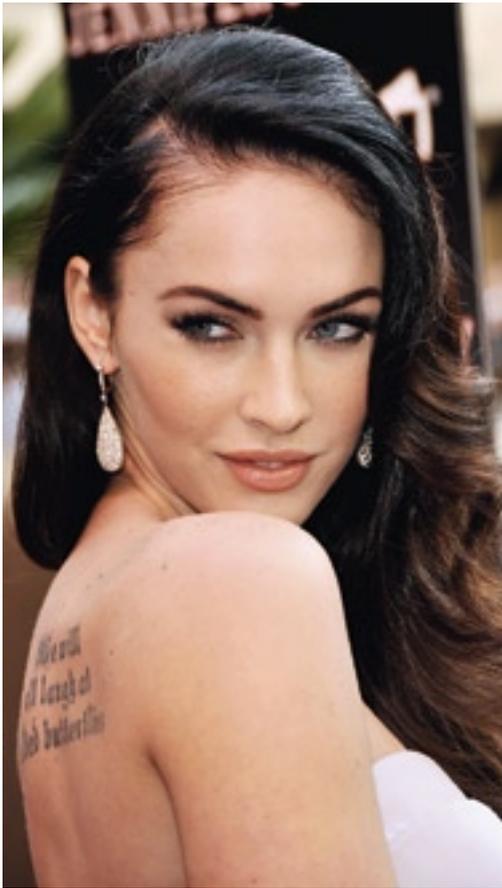
Das führt uns zum Begriff Respekt. Es gibt tatsächlich ein im Westen akzeptiertes Menschenrecht auf freie Rede. Wer immer etwas sagen will, soll sprechen. Dieses Recht gilt es zu respektieren und gegen alle Anfechtungen zu verteidigen. Das Menschenrecht auf freie Rede muss auch für Aussagen gelten, die unerwünscht bis hassenswert sind. Zensurbehörden, Wächterräte, politische Geschmacksrichter haben in einer offenen Gesellschaft nichts zu suchen. Man soll sagen dürfen, was man will. Aber: Niemand kann

einen Anspruch darauf erheben, für den Unsinn, den er unter Umständen verbreitet, respektiert zu werden. Das Recht auf freie Meinungsäusserung ist unbestritten. Den Respekt für die geäusserte Meinung aber muss man sich zuerst verdienen. Auch dies ist ein wichtiger Unterschied zwischen der christlich-abendländischen und der islamischen Kultur. Wir haben jahrhundertlang dafür gekämpft, dass die höchsten Autoritäten und Würdenträger öffentlich kritisiert und verspottet werden dürfen. Es gibt kein Recht auf Verschönerung. Ansehen und Zustimmung sind keine natürlichen Gegebenheiten, sondern das Ergebnis von Leistungen, die im Wettbewerb immer wieder zu erbringen sind. Die voraussetzungslose Akzeptanz von Aussagen und Handlungen, seien sie noch so religiös, sind unserer Kultur wesensfremd.

Die Minarett-Diskussion zeigt, dass auch viele Schweizer Muslime nach wie vor ganz anders funktionieren. Sie verkraften es nicht, wenn ihre religiösen Praktiken nicht widerspruchsfrei hingenommen werden. Es genügt schon, die Möglichkeit eines Minarett-Verbots in Erwägung zu ziehen, um giftige Reaktionen auszulösen. Politische Plakate werden als Majestätsbeleidigung empfunden. Man fordert Respekt und verwahrt sich gegen die pointierte Darstellung von kritischen Gegenpositionen. Die aggressiv betonte Opferrolle soll die Kritiker lähmen und einschüchtern. Am Ende wird ein Klima der Befangenheit erzeugt, in dem eine offene Diskussion nicht mehr stattfindet.

Was wir in den zahlreichen TV-Debatten im Moment verfolgen können, sind die Allergien der Muslime gegen die direkte Demokratie. Die Entrüstung über die Plakate ist nur ein Vorwand, um den heiklen Fragen auszuweichen, eine Drohkulisse, die abschrecken soll. Darauf dürfen wir nicht einsteigen. Es ist vernünftig, hart und intensiv über eine Religion zu diskutieren, in deren Namen immer noch Staaten erobert, Frauen gesteinigt und Bomben geworfen werden.

Auch die Schweizer Wirtschaftsdachorganisation Economiesuisse spricht sich gegen Minarett-Verbote aus. Die Position ist vertretbar, das Argument dahinter beunruhigend. Man wolle, heisst es, das Image der Schweiz und ihrer Wirtschaft nicht gefährden. Toleranz, sagte Economiesuisse-Präsident Gerold Bühler, gehöre zum Fundament unseres Landes. Bühler irrt. Toleranz ist wichtig, aber Toleranz aus Angst ist keine Toleranz, sondern Angst. Bühlers Begründung veranschaulicht die Selbstzensur, der wir uns gegenüber dem Islam bereits heute unterwerfen. Wir geben Freiheiten auf, um Konflikten zu entgehen. Der Islam ist eine gefährliche Religion. Sonst würden unsere Eliten entschiedener dagegen antreten.



Sex-Ikone: Megan Fox. Seite 48



Zeitzeugen: Fossil. Seite 47



Kriminalisierung: Unruhen bei Paris. Seite 16



Kein Feind in Sicht: Schweizer Armee. Seite 12

Aktuell

5 Editorial

11 Kommentar Koffer packen

12 Rückwärts marsch!

VBS-Chef Maurer beendet das bisherige Armee-Leitmotiv der «Sicherheit durch Kooperation»

14 Agitprop im Bundeshaus Ueli Maurers Zwischenstopp

16 Ausländer sind ein Verlustgeschäft

Der Journalist Christopher Caldwell kritisiert die Massenmigration in Europa

18 Ex-Jugoslawien sei Dank

Die meisten Muslime in der Schweiz kommen aus Gegenden, wo Religion praktisch keine Rolle spielt

19 Bern Perle vor die Professoren

20 Replik Der Nutzen von sozialer Gerechtigkeit

23 Vereinigte Staaten Friedenstaube und Kriegspräsident

24 Personenkontrolle Gross, Reimann, Stump, Gaddafi, Merz

24 Die Deutschen Das Gesicht der Schweiz

26 12 Fragen an George Akerlof, Nobelpreisträger

29 Wirtschaft Alle Macht dem freien Wettbewerb

30 Mörgeli Frohbotschaft von Ruth Dreifuss

30 Bodenmann Katholische Kopftücher weg

31 Medien Gratulation, Herr Experte

31 Wortkontrolle «Milchige Männer» aus der Schweiz

32 Leserbrief

Hintergrund

34 Glück im Röstiland

Marianne Kaltenbach hat eine gesamtschweizerische Küche geschaffen. Was zeichnet diese aus?

36 Die Chefs am Herd Urs Hellers kulinarisches Who's who

37 Interview Andreas Caminada, Koch des Jahres

38 Flimmerndes Lagerfeuer Kochen am Fernsehen boomt

40 Der Mann mit dem Match-Ball

Der Mexikaner Jaime Byrom verkauft die begehrten Eintrittskarten der Fussball-WM 2010 in Südafrika

42 Weniger ist mehr

Immigration ist kein sinnvolles Mittel, um das Problem der überalternden Bevölkerung anzugehen

44 Angriff der Feldbefreier

Anschläge von Gentech-Gegnern häufen sich – die Täter fühlen sich moralisch im Recht

47 Schnappschuss der Evolution

Spektakuläre Fossilien im Naturhistorischen Museum Basel

48 Traumprodukt mit Laser-Augen

Ob Megan Fox, die erste Sex-Ikone des 21. Jahrhunderts, auch eine gute Schauspielerin ist, interessiert die Fans wenig

50 14 Tage Höllentrip

Unser Autor las in zwei Wochen die gesamte Bestsellerliste

53 Asterix und Obelix Gratulation zum Fünfzigsten

54 Die Barbaren waren besser als ihr Ruf Eine Widerrede



strellson

sportswear



LEVEL 24-GLACIER PARKA. Sehr leichter Daunenparka mit Gletscherbrille in herausnehmbarer Edel-Linse, Füllung aus echten Entendunen, wasser-Teflon-beschichtet, mit integrierter Kapuze, grosse Aussentasche mit Fleece-Futter, DuPont-Downbag, weicher Faux-Fur-Kragen, variabler Taillenbund.

HOLY FASHION GROUP



«Jeder, der bei uns etwas kann und anstrebt, ist willkommen»: Banker Sarrazin. Seite 56

Interview

56 «Was man sich leisten kann»

Mit Aussagen über Türken und Araber in Berlin, über Migranten und Einwanderer entfachte der deutsche Bundesbanker Thilo Sarrazin einen Sturm der Entrüstung. Was hat er wirklich gesagt?

Stil & Kultur

60 Stil & Kultur Hohe Tiere

62 Namen Von Dionne Bromfield bis George Clooney

63 MvH Mein alter Schuh

64 Im Gespräch Reto Roffler, Modehändler

65 Luxus Nichts zu meckern bei Qualitätskaschmir

66 Auto Seat Exeo ST 1.8 T

67 Objekte Wecker BeoTime von Bang & Olufsen

67 Wein Umani Ronchi Cúmaro Conero Riserva 2006

68 Bestseller

68 Glück und Genetik

Richard Powers ist der Wissenschaftler unter den amerikanischen Schriftstellern. Trotzdem ist sein neuer Roman leicht und temporeich

70 Deckname Shakespeare William Shakespeare gab es nicht

71 Film «Das weisse Band»

71 Jazz Stefano Bollani

72 Doppelpass Konfrontation: Folge 47 des Fortsetzungsromans

74 Hochzeit Radka Haase und Ronnie Straub

Autoren in dieser Ausgabe

Josef Schmid



Bis 2003 war Josef Schmid Professor für Bevölkerungswissenschaft an der Universität Bamberg. Heute engagiert sich der 72-jährige Österreicher in Enquete-Kommissionen zum demografischen Wandel. Seine Analyse zum Thema Immigration und Überalterung in Europa lesen Sie auf Seite 42

Urs Heller



Als Chefredaktor des «Gault Millau Schweiz» und Verlagsdirektor der *Schweizer Illustrierten* weiss Urs Heller, was in den besten Kreisen auf den Tisch kommt. Zur Titelgeschichte dieser Ausgabe verfasste er ein Who's who der Crème de la Crème der Schweizer Haute Cuisine. Seite 36

www.weltwoche.ch

Umfrage: Schweizer Küche

Berner Platte, Capuns oder Risotto alla Ticinese? Wählen Sie aus zwanzig schweizerischen Gerichten Ihr Lieblingsessen, und Sie erhalten Gratisrezepte für die fünf Leibspeisen der Weltwoche-Leser.

www.weltwoche.ch/schweizerkueche

Weltwoche-Videokommentar

Direkt aus dem Redaktionsbüro senden wir jeden Montag den *Weltwoche*-Videokommentar. Chefredaktor Roger Köppel und weitere Autoren präsentieren in drei bis vier Minuten ihre Ansichten zu den brennenden Themen der Woche. Der Kommentar wird jeweils ab 15 Uhr auf der Homepage geschaltet. www.weltwoche.ch/videokommentar

Platin-Club

Verlosung: Gewinnen Sie 2 von 50 Tickets für das Konzert «The Four Seasons by Candlelight» am 13. November 2009, Tonhalle Zürich

Spezialangebot: Argentinisches Musical «Tanguera»: 20% Rabatt auf die Vorstellungen vom 17., 22. und 26. November 2009, Theater 11 in Zürich

Spezialangebot: Abonnenten profitieren von 15% Rabatt auf vier Konzerte von Obrasso Classic Events

Produkt des Monats: 37% Rabatt auf digitalen 10-Zoll-Fotorahmen von Philips. Fr. 189.– statt Fr. 301.–

Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

Panasonic
ideas for life



**BEWEGEND SCHARFE BILDER.
DER NEUE VIERA Z1 FULL HD TV MIT 600HZ.**

**GOLDRAUSCH
BEI DER NEUEN
PANASONIC
HERBST PROMOTION**

Bis 6 Goldbarren geschenkt.
Gültig vom 12.10. bis 24.12.09
www.promotion.panasonic.ch



Das müssen Sie sich ansehen. Mit dem neuen VIERA Z1 NeoPDP erleben Sie Spielfilme, Sportevents und Videospiele in unglaublicher Schärfe und Echtheit. Für die 600Hz Neo Plasma-Technologie ist keine Bewegung zu schnell. Geniessen Sie die einzigartige Full HD Bildqualität auf dem 2,47 cm flachen Design und werden Sie Augenzeuge einer neuen TV-Ära.

**EVERYTHING
MATTERS.**

VIERA www.panasonic.ch

NEU!

WATERPROOF

GEOX - RESPIRA - ARE BARRIERS OF GEOTEX



Komplett wasserdicht und atmungsaktiv. Geox Tex ist der wasserdichte Schuh, der nicht nur durch das Obermaterial sondern auch durch die Sohle atmet. Die Füße atmen daher auch durch die Fußsohle, wo sich der Schweiß am meisten konzentriert und bleiben so warm und trocken.

GEOX **TEX**
WATERPROOF

Es reicht

Von Markus Somm — Die Schweiz muss die diplomatischen Beziehungen zu Libyen unverzüglich abbrechen. Mit diesem Regime kann man nicht vernünftig verkehren.



Eskalation der Beleidigungen: Bundespräsident Merz.

Die libyschen Beamten gaben sich fürsorglich. Man möchte die beiden Schweizer bloss zu einem Gesundheitscheck mitnehmen, sagten sie den Schweizer Diplomaten in Tripolis, in deren Botschaft sich die zwei Geschäftsleute unfreiwillig aufhielten. Unter dem Vorwand, einen Visafehler entdeckt zu haben, hinderten die libyschen Behörden sie seit gut einem Jahr an der Ausreise. Offiziell. Tatsächlich waren sie Geiseln des libyschen Herrschers Muammar al-Gaddafi, der sich dafür rächte, dass sein Sohn Hannibal vergangenes Jahr in Genf kurzzeitig verhaftet worden war.

Die Libyer flöteten: Ein guter Arzt würde sich um sie kümmern. Dennoch willigten die Schweizer Diplomaten nur misstrauisch ein und bestanden darauf, dass zwei Botschaftsmitarbeiter die beiden Unglücklichen zum Arzt begleiteten. Beim Arzt angekommen, stand man vor dem Untersuchungszimmer, und die libyschen Beamten baten die beiden Diplomaten draussen zu warten, damit der Arzt die beiden Geschäftsleute in Ruhe begutachten könne. Schliesslich war die Privatsphäre ein Konzept, das den Schweizern am Herzen lag. Also warteten sie draussen vor der Tür. Seither sind die Schweizer Geiseln verschwunden – im Untersuchungszimmer war niemand mehr.

Das Land wendet Gestapo-Methoden an. Damit haben wir es zu tun. Mit einem Staat,

der vor drei Monaten einen völkerrechtlich verbindlichen Vertrag unterzeichnet hat, wonach man die Beziehungen zur Schweiz normalisieren möchte, was vor allem hiess, die Geiseln freizulassen. Nichts ist seither geschehen. Am Dienstag lief die Frist ab, bis zu der die Schweizer gemäss Abkommen das Wüstenland hätten verlassen sollen. Am Mittwoch nach Redaktionsschluss dieser Zeitung wollte sich der Bundesrat mit dem endlosen Skandal befassen. Was ist zu tun?

Der ewige Nazi

Es reicht. Die Schweiz sollte ohne Verzug die diplomatischen Beziehungen zu Gaddafis Regime abbrechen. Die libyschen Diplomaten in Bern haben ihre Koffer zu packen. Wer hofft, die Libyer zum Einlenken zu bringen, indem er sich weiterhin lächerlich machen lässt, irrt. Inzwischen wird Hans-Rudolf Merz auf einer Website, die offenbar von libyschen Regierungsstellen betrieben wird, als Nazi dargestellt – mit Hitler-Schnäuzchen. Eine weitere Eskalation der Beleidigungen ist kaum mehr vorstellbar. Mit dem derzeitigen Regime in Tripolis ist rational nicht zu verkehren.

Selbstverständlich wird die Freilassung der Geiseln damit nicht wahrscheinlicher – aber selbst wenn die Schweizer Diplomaten noch einige Wochen länger auf den Knien herum-

rutschen: Eine Befreiung bliebe genauso unwahrscheinlich, doch die Schweiz verlöre jede Achtung, die man ihr noch da und dort entgegenbringt.

Der Zürcher SVP-Nationalrat Ulrich Schlüer hat bereits angekündigt, dass er in der nächsten Sitzung der Aussenpolitischen Kommission beantragen wird, die Beziehungen zu kappen. Von FDP und CVP ist zu hören, dass sie ihn wohl unterstützen. Selbst Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP) soll einem solchen Schritt nicht ablehnend gegenüberstehen. Der Kleinstaat, so scheint es, hat seine Mittel ausgeschöpft. Schlüer schlägt vor, die USA anzufragen, ob sie bereit wären, die Interessen der Schweiz in Libyen zu übernehmen. Ein Ansinnen, das die USA eigentlich nicht ablehnen können, da unser Land immer wieder Mandate übernommen hat für Amerika – zu dessen oft deklarierten Zufriedenheit – erfüllt; unter anderem nach wie vor die besonders heiklen Missionen in Kuba und im Iran. Die Grossmacht USA kann vielleicht auch den nötigen Druck ausüben, den es braucht, um Gaddafi zur Raison zu bringen. Vielleicht. Wunder sind nicht zu erwarten.

Gutes altes Appeasement

Selbst eine ehemalige Grossmacht wie Grossbritannien hat sich wiederholt von Libyen übertölpeln und demütigen lassen. Am vergangenen Freitag enthüllte die Zeitung *Daily Telegraph*, dass die britische Regierung seit zwei Jahren trotz erdrückenden Beweisen einen Prozess gegen zwei libysche Agenten unterbindet. Die beiden Libyer haben vor 25 Jahren mutmasslich eine junge britische Polizistin erschossen. London hofft, den Diktator im Wüstenzelt zu beschwichtigen. Appeasement gilt auch als eine britische Tradition.

Ist der Fall Gaddafi ein Grund, am Sinn einer unabhängigen Schweiz zu zweifeln? Steht die Kränkung Merz' in Tripolis für das Ende einer autonomen Aussenpolitik? Kaum. Auch der Europäischen Union ist es jahrelang nicht gelungen, die fünf bulgarischen Krankenschwestern zu retten, die Gaddafi eingesperrt hatte. Am Ende zahlte man dem Erpresser ein Lösegeld. Alle fünfzig Jahre tauchen Staatsmänner von der Art Gaddafis auf – mit ihnen zu Rande zu kommen, ist immer eine Herausforderung, ganz gleich, wie mächtig das Land ist, das mit ihm zusammenstösst.

Deprimierend dagegen ist, wie naiv und unvorbereitet unser Staat reagiert. Die Gaddafi-Krise ist nicht die erste aussenpolitische Notlage, in die wir geraten sind. Seit Jahren scheint die Schweiz in solchen Fällen immer zu versagen. Das ist keine Frage der Grösse. Zu Zeiten des Kalten Krieges wurden Krisen und deren Management regelmässig in sogenannten strategischen Übungen geprobt. Seit 1989 aber hielt man solches offenbar nicht mehr für nötig. Der ewige Frieden war ausgebrochen. ○

Rückwärts marsch!

Von Urs Gehrig — Der neue Sicherheitspolitische Bericht verwirft die bisherige Maxime «Sicherheit durch Kooperation». VBS-Chef Ueli Maurer orientiert sich wieder an den Landesgrenzen. Mit seinem Konzept «Sicherheitsverbund Schweiz» stösst er im Bundesrat auf Widerstand.



Angriff auf die Schweiz praktisch ausgeschlossen: Dennoch soll die Armee für die höchste Eskalationsstufe gewappnet bleiben

Gleich nach Amtsantritt kündigte VBS-Bundesrat Ueli Maurer eine Standortbestimmung zur Sicherheitspolitik an. Der letzte Bericht datierte vom Jahr 1999. Viel ist inzwischen geschehen: 9/11, Terroranschläge in Europa, Zunahme innerstaatlicher Kriege, Naturkatastrophen, Pandemien. Wer ist unser Feind? Wie soll ihm begegnet werden? Um diese Fragen zu beantworten, ordnete Maurer im letzten Februar eine breite Vernehmlassung an.

Der neue Sicherheitspolitische Bericht (SIPOL B) werde aufzeigen, welche Probleme auf die Schweiz zukommen dürften und wie man darauf reagieren könne, versprach Maurer in den letzten Monaten. Noch bestehe ein «übervoller Trichter an guten Ideen», von denen nur wenige durchdacht seien, sagte er Anfang September vor dem SVP-Wahlkreisverband Oberaargau in Herzogenbuchsee. Es gelte nun, den vollgestopften Trichter zu entschlacken.

Vor einigen Wochen wurde das Werk vollendet und den Departementen zur Konsultation geschickt. Die Erwartungen sind hoch, zumal Maurer bei öffentlichen Auftritten und Interviews sein Mantra wiederholte: Bevor im VBS irgendeine wichtiger Entscheidung gefällt werde, müsse der neue Bericht vorliegen.

Doch just als es letzte Woche im Bundesrat zur ersten Aussprache über den Entwurf kam, brach Maurer seine eigene Direktive, indem er ein irritierendes Überraschungsmanöver inszenierte. Im prestigeträchtigen Dossier forderte er nicht bloss einen Stopp, sondern sogar einen Verzicht. Die Beschaffung neuer Kampffjets solle «nicht unterbrochen, sondern abgebrochen werden», verlangte Maurer in einem Antrag an den Bundesrat. (Die Silbe «ab» ist unterstrichen.)

Seither steht Maurers vermeintlicher «Abschuss» der Kampfflieger in den Schlagzeilen,

während dem eigentlichen Geschäft der Bundesratssitzung vom 14. Oktober – dem SIPOL – in der Öffentlichkeit wenig Beachtung geschenkt wird. Zu Unrecht: Gemäss Informationen aus verschiedenen Departementen hat der VBS-Chef mit seinem Berichtsentwurf eine gehörige Abfuhr erlitten. Die «grösste Niederlage Maurers als Bundesrat», kommentierte eine gutinformierte Quelle. «Zurück an den Absender!», meinte ein anderer Insider.

Zwei Zentralorgane entfernt

Angekündigt wurde eine fade Lektüre. «Es wird ein langweiliger Bericht», sagte Christian Catrina, Chef Sicherheitspolitik im VBS, vor wenigen Wochen: Das stimmt. Dass er auch «unspektakulär» sei, wie man im VBS ankündigte, trifft indessen nur bedingt zu. Beim Studium des 71-seitigen Entwurfs (der *Weltwoche* liegt ein Exemplar vor) fällt zu-

nächst auf, dass dem Bericht zwei «Zentralorgane» entfernt wurden. Erstens: die Anpassungen der Armee an den demografisch bedingten Rückgang des Truppenbestandes. Zweitens: das Auslandengagement der Schweizer Armee, ein Grundpfeiler des bisherigen SIPOL. Beide sollen in separaten Berichten später erörtert werden.

Diffuses Feindbild

Doch zuerst zur Ausgangslage: Wer ist der Feind? Welches sind die Bedrohungen und Gefahren für die Schweiz? Wer diese Schlüsselfragen nicht beantworten kann, wird keine kohärente Sicherheitspolitik definieren, wird nicht sagen, wie die Schweiz künftig geschützt werden kann. In diesem zentralen Punkt schafft das federführende VBS mehr Konfusion als Klarheit. Fest steht, dass angesichts der zahlreichen regionalen und globalen Entwicklungen der letzten Jahre kein Faktor als singuläre Grossgefahr identifiziert werden kann. («Feind Rot», wie einst in den Rekrutenschulen die Sowjets bezeichnet wurden, die eines Tags hinter dem Bodensee hätten auftauchen können, ist nicht mehr.)

Das Problem des Berichts liegt in seiner Widersprüchlichkeit. Zuerst wird behauptet, sowohl in der Schweiz wie international «besteht weitgehend Einigkeit über die wichtigsten Bedrohungen: Terrorismus, Weiterverbreitung von Massenvernichtungswaffen und der Zerfall staatlicher Strukturen in manchen Regionen». Wie sich bei der Lektüre jedoch bald herausstellt, gibt es in Wirklichkeit keinen Konsens über die Gefahren und Bedrohungen in der Schweiz. Dies haben auch die vom VBS initiierten Anhörungen von Parteien, Interessengruppen und geladenen Experten Anfang Jahr gezeigt. Der Fokus wird je nach Couleur anders gelegt und reicht von Naturkatastrophen, Nötigung mit wirtschaftlichen Mitteln, gewalttätigem Extremismus, organisiertem Verbrechen bis zu Migrationsproblemen.

Eine herausragende Gefahr ist nicht zu erkennen. Präsentiert wird vielmehr ein Wust von Bedrohungen, wobei das «Feindbild» nach der Lektüre noch konfuser erscheint als zuvor. Auch zu der «vermuteten Wahrscheinlichkeit» der möglichen Bedrohungen gibt es wenig Konkretes zu lesen. «Es ist nicht objektiv und exakt bestimmbar, wie wahrscheinlich es ist», heisst es im Bericht, dass die Schweiz in den kommenden zehn bis 15 Jahren mit diesen Bedrohungen und Gefahren konfrontiert werde und wie gross die Folgen wären.

Ein sehr breiter Konsens besteht indessen darüber, dass die Anwendung militärischer Gewalt in unserer Region von sehr geringer Wahrscheinlichkeit ist: «Die Anwendung militärischer Gewalt wird von keiner Seite als eine auch nur zu erwägende Option angesehen.» Folgerichtig schätzt das VBS in seinem Entwurf die Wahrscheinlichkeit eines militä-

rischen Angriffs auf die Schweiz derzeit als «sehr gering» ein.

Umso bemerkenswerter, dass dem Thema Armee im Bericht bei weitem der grösste Raum gewidmet ist. Das Thema Terrorismus dagegen, das im Bericht an erster Stelle genannt wird, wenn es um die «Einigkeit über die wichtigsten Bedrohungen» geht, wird stiefmütterlich behandelt. Kenner der internationalen Terrorszene und Staatsschützer identifizieren Anschläge, Geiselnahmen oder Hackerangriffe als wachsende Gefahren für Industriestaaten. Sie fordern deshalb eine neue Sicherheitsarchitektur, die gezielt auf diese Bedrohungen auszurichten sei. Darüber ist im SIPOL B nichts Wegweisendes zu lesen. Man hat es im VBS offenbar nicht einmal für nötig befunden, im Rahmen der öffentlichen Anhörung zu diesem Phänomen einen Experten einzuladen.

Obwohl das «sicherheitspolitische Instrument» Armee ausufernd erörtert wird, bleibt Wichtiges schleierhaft. So zum Beispiel warum die Armee trotz «sehr geringer» Wahrscheinlichkeit eines militärischen Angriffes gleich für die «höchste Eskalationsstufe beim Einsatz militärischer Gewalt» – dem Gefecht mit verbundenen Waffen – gewappnet sein soll. Warum man dafür «mindestens den Einsatz ganzer Brigaden beherrschen» soll. Und warum die Fähigkeit dazu weiterzuentwickeln sei.

Auch in einer der dringlichsten Fragen bleibt das federführende VBS eine Antwort schuldig. Nämlich, wie mit dem demografisch bedingten Rückgang des Armeebestandes umgegangen werden soll. «Bei gleichbleibendem Wehr- und Dienstpflichtmodell wird der Bestand bis 2025 um rund ein Viertel sinken», hält der Bericht fest. Konkrete Optionen für die dadurch bedingten Anpassungen der Armee werden nicht aufgezeigt. Obwohl dies sehr wohl zur zentralen Aufgabe des neuen Sicherheitspolitischen Berichts gehört, will Maurer das Thema aus dem SIPOL herauseisen und Bundesrat sowie Parlament auf die Zukunft vertrösten. Diesem Ansinnen hat der Bundesrat an seiner Aussprache vergangene Woche dem Vernehmen nach eine Absage erteilt. Das Gremium kritisierte, das VBS setze Beschlüsse vom November 2008 nicht oder ungenügend um. Damals hatte die Regierung, noch mit VBS-Chef Schmid, entschieden, die Armee sei der demografischen Entwicklung personell und finanziell anzupassen und bis 2025 weiter zu verkleinern.

Kooperation abgewertet

Während bei der Entwicklung des Armeebestands Stillstand und Reflexion verordnet werden, dreht Maurer in einem anderen Bereich das Rad zurück. Der aktuelle Sicherheitspolitische Bericht (SIPOL B 2000) läuft unter dem Leitmotiv «Sicherheit durch Kooperation» und weist deutlich in Richtung verstärkte internati-

onale Zusammenarbeit. Dieses Grundprinzip will Maurers VBS fallenlassen. Dies wird vom Departement Maurer lediglich als «Kurskorrektur» bezeichnet, ist in Wirklichkeit jedoch ein «Kurswechsel» zur traditionellen Landesverteidigung.

Der neue Bericht werde keinen Untertitel tragen. Der würde die gesamte Auslegung in eine Richtung lenken, hatte Maurer in einem Interview bereits angekündigt. «Man darf das sicherheitspolitische Umfeld nicht mit Scheuklappen betrachten. Kooperation ist eine Möglichkeit von vielen. Aber der Hauptauftrag der Armee lautet: Verteidigt das Land! Und nicht: Kooperiert mit irgendwem!»

Obwohl der neue SIPOL B keinen offiziellen Untertitel trägt, atmet er genau jenen von Maurer beschworenen Geist. Im Zentrum der künftigen Grundstrategie soll nicht die internationale, sondern die nationale Sicherheitskooperation stehen. Dafür wird ein sogenannter «Sicherheitsverbund Schweiz» kreiert, der Armee, Polizei, Feuerwehren und Zivilschutz sowie die Zusammenarbeit zwischen Bund, Kantonen und Gemeinden koordinieren soll.

Gegen den Trend im europäischen und globalen Umfeld stellt das VBS insbesondere die militärische Kooperation mit dem Ausland in Frage. Dabei gehen Maurers Berichtschreiber mit subtiler Feder vor, indem sie die Kooperation nicht rundweg ablehnen, sondern explizit dessen negative Seiten beleuchten: «Zusammenarbeit ist mit Abhängigkeit verbunden und enthält damit eine Einschränkung der Handlungsfreiheit.» Weiter heisst es: «Zusammenarbeit ist kein Wert an sich, keine blosse Selbstverständlichkeit, sondern muss im direkten oder indirekten Interesse des Landes liegen.»

Logisch! Würde man meinen. Bei den erörterten Interessen wird jedoch kaum erwähnt, dass die Sicherheit der Schweiz nicht an der Landesgrenze beginnt, sondern Bedrohungen oft in der Ferne entstehen: Zerfall staatlicher Strukturen (*failed states*), Bürgerkriege, politische Wirren und damit verbundene Migrationsströme sowie Radikalisierungen generieren Gefahren, die auch die Schweiz treffen können. Daraus müsste folgen, dass – je nach Situation – ein Schweizer Engagement zur Friedenssicherung im direkten Interesse des Landes ist.

Im Bericht jedoch wird konstatiert, «dass internationale Friedensförderungseinsätze immer häufiger in Regionen stattfinden, deren Bezug zu den Interessen der Schweiz weniger offenkundig ist als bei Bosnien und Herzegowina oder Kosovo». Offenbar erwachsen der Schweiz aus Sicht der Autoren jenseits der europäischen Grenzen keine ernsthaften Gefahren. Damit wird praktisch ignoriert, dass Sicherheit heute mehr denn je von zahlreichen Entwicklungen abhängt, die ihren Ursprung weit hinter dem Hindukusch haben können.

Ausserdem wird der Bericht in keiner Weise dem Umstand gerecht, dass Sicherheit und

Agitprop im Bundeshaus

Von Urs Paul Engeler – Ueli Maurers Zwischenstopp bei der Flugzeugbeschaffung wendet die Politik zugunsten der Armee.



Durchschlagende Wirkung: Verteidigungsminister Maurer.

Am Anfang war die Zahl 33. Mit dieser Schnapszahl im Gepäck, kehrte alt VBS-Chef Samuel Schmid (heute BDP) vor rund drei Jahren aus Schweden zurück. Für den Preis von rund zwei Milliarden Franken könnten sie, flöteten ihm damals die Schweden zu, 33 Kampfflugzeuge des Typs Saab JAS-39 Gripen liefern. Ungefähr diese Anzahl verlangte auch die Schweizer Luftwaffe, um die Tiger-Staffel mit 54 allmählich veraltenden Maschinen gleichwertig ersetzen zu können.

Allerdings stellte sich bald heraus, dass es sich beim Billigangebot nicht um ganz neue Modelle handelte, sondern um gutgelagerte Flieger, welche die schwedische Armee zwar bestellt, aber nie eingesetzt hatte. Eine von Saab rasch in Aussicht gestellte weiterentwickelte Version, «Gripen New Generation» genannt, kam gar nie aufs Rollfeld. Der Grund, warum das VBS sich dennoch an die illusionäre nordische Variante klammerte, waren die Interessen des staatlichen Rüstungsbetriebs Ruag. Die Ruag, die in der zivilen Sparte kaum Geld verdient, hat sich das Offsetgeschäft (Kompensationen) mit den Schweden gesichert.

Erst am 15. Januar 2009 rückte die Armee, die Rüstungsabteilung des VBS, die Zahlen in Richtung Realität. Plötzlich und ohne weitere Begründung war nur noch

von 22 neuen Flugzeugen die Rede. In einer zweiten, aktualisierten Offertanfrage wurde den drei ausgewählten Anbietern Saab, Dassault (Rafale) und EADS (Eurofighter) auch der verbindliche Kostenrahmen von 2,2 Milliarden Franken vorgegeben. Auf dieser Basis boten die Franzosen beispielsweise 18 Stück ihres Multi-Role-Jets Rafale an, der als Aufklärer oder auch als Bomber im Erdkampf eingesetzt werden kann, samt der «Peripherie» (Zubehör) für zwei Jahre.

In einem weiteren Schritt verlangte das VBS jedoch, die sogenannte Peripherie (inklusive Simulatoren) samt allen Ersatzteilen (von Pneus bis Ersatzmotoren) müsse auf die Dauer von fünfzehn Jahren ausgelegt werden. Konkret heisst dies, dass die Hersteller Dutzende von Motoren, Flügeln, Zusatztreibstofftanks etc. mitliefern müssten, damit alle denkbaren Materialschäden und Abnützungen behoben werden können. Dies ist die teure Vollkostenrechnung, die in die Hunderte von Millionen geht und Verteidigungsminister Ueli Maurer (SVP) derart erschreckt, dass er dem Bundesrat den Verzicht auf die Beschaffung vorschlägt.

Fachleute kritisieren diese Fünfzehn-Jahre-Reserve als in jeder Hinsicht überrissen. Diese antiquierte Lagerhaltung, die während des Zweiten Weltkriegs noch begründet gewesen sei, habe letztlich nur dazu geführt, dass mit den Mirages und Tigers auch Abertonnen von

jahrzehntelang eingebunkertem, aber gar nie benötigtem Material entsorgt werden müssen. Ersatzteile könnten in Europa in 24 Stunden beschafft werden.

Warum aber hat das Departement, das die neue Generation von Kampfflugzeugen will, den Preis für die Flotte derart in die Höhe getrieben, dass der Kauf an den Finanzen zu kippen droht? Es gibt zwei unterschiedliche Motive.

Alle ändern Teile des Heeres, die ohnehin mit stetem Argwohn auf die (Über-)Fliegertruppen schauen, befürchten nicht zu Unrecht eine weitere Kürzung ihrer (zu knappen) Ressourcen. Sie wären in der Tat nicht unglücklich, wenn die teure Erneuerung der internationalistisch ausgerichteten Fliegerflotte platzen oder zumindest um Jahre verzögert würde.

Eine Schlüsselrolle spielt jedoch die Ruag, die über 3000 Mitarbeiter beschäftigen muss. Der ausgelagerte Rüstungsbetrieb hofft einerseits, die künstliche Explosion der Kosten verbessere die Chancen des günstigen Gripen, der in der technischen Evaluation nicht eben überzeugend abgeschnitten haben soll. Zum ändern bedeutet die Anschaffung einer Kriegsreserve an Ersatzteilen auf fünfzehn Jahre hinaus nichts anderes als Arbeits- und Geldbeschaffung für die Waffenschmiede. Während der Kauf von Rüstungsgütern jeweils direkt von Staat zu Staat abgewickelt wird, laufen die Ruag-Kasse. Allein mit der Lagerung und Bewirtschaftung der überdimensionierten Berge von Ersatzteilen und Verbrauchsmaterial lassen sich über Jahre hinweg Dutzende von Leuten versorgen und aus der VBS-Kasse entlohnen.

Bundesrat Ueli Maurer, der mit seinem Antrag auf zusätzliche 500 Millionen Franken für die unterdotierte Armee XXI gescheitert ist, wurde von seinen Leuten wohl gezielt einseitig informiert. Ob er darob in Panik den Kauf von Flugzeugen sistieren wollte oder die Hiobszahlen zur gezielten Provokation nutzte, bleibt zwar offen. Gemessen am Effekt, den er erreichte, war es die dreisteste und durchschlagendste Agitprop-Aktion im Bundeshaus. Wie ein Mann rückten die irritierten und sonst so zerstrittenen bürgerlichen Fraktionen zusammen. Die Sicherheitspolitische Kommission verlangt von der Regierung, nicht nur die Evaluation der Kampfjets zügig zu Ende zu führen, sondern der Armee generell mehr Geld zu Verfügung zu stellen.

Das gab es noch nie. Eine Woche nachdem das Fliegergeschäft schon gestorben schien, ist es mit mehr Sukkurs unterwegs denn je.

Wohlstand bei uns dem Einsatz anderer Staaten zu verdanken sind. Leistungen (z. B. in Afghanistan), die wir quasi ohne Gegenleistung in Anspruch nehmen.

Auf dem Weg zur Refokussierung auf die Schweiz versucht Maurer einen weiteren Schachzug. Über die Zukunft der Auslandesätze soll ein Konzept erarbeitet werden, das Art und Ausmass der Schweizer Beiträge «seriös festlegen und begründen soll». Und zwar nicht im Rahmen des SIPOL, sondern in einem «separaten Bericht», um «in dieser kontroversen Angelegenheit einen solideren Konsens herbeizuführen».

Damit nötigt das VBS die Regierung zu einem Wortbruch. Denn im vergangenen August noch schrieb der Bundesrat auf die Interpellation Allemann: «Die militärische Friedensförderung gehört zu den Aufgaben der Armee.» Die Frage, wie das zu geschehen habe, «soll im neuen Sicherheitspolitischen Bericht auf grundsätzlicher Ebene erörtert werden».

Das Ansinnen Maurers ist umso irritierender, als die Friedensförderung im Berichtsentwurf als eine der vier Armeeaufgaben bezeichnet wird. Wird das Thema nun tatsächlich ausgeklammert, wie vom Departement Maurer gewollt, würde eine der tragenden Säulen aus dem SIPOL B herausgebrochen.

Seit der Berichtsentwurf im September den Ämtern zur Konsultation gereicht wurde, regt

sich Widerstand. Bis zur ersten Aussprache letzte Woche blieben massive Differenzen grösstenteils mit dem EDA, aber auch mit dem EFD bestehen, wie aus dem Aussprachepapier zur Bundesratssitzung hervorgeht.

Kein Konsens absehbar

Das Aussendepartement legte seine Hauptkritik auf die ungenügende Beachtung von friedensfördernden Operationen und verlangt, «dass der neue Sicherheitspolitische Bericht bei der Armee den Schwerpunkt auf die Weiterentwicklung der militärischen Friedensförderung legt statt auf die Weiterentwicklung der Fähigkeiten im Gefecht der verbundenen Waffen», wie es im Aussprachepapier heisst. In diesem Sinne argumentieren auch das EVD und die Bundeskanzlei.

Beim Thema «Sicherheit durch Kooperation» vermochte Aussenministerin Micheline Calmy-Rey gemäss Aussagen von Insidern die Mehrheit des Gremiums zu überzeugen, dass dieses beibehalten werden müsse. Eine Relativierung dieses Prinzips würde «die Autonomie der Schweiz überschätzen», argumentierte sie.

Geballte Kritik kam, für viele Insider insbesondere im VBS überraschend, auch aus dem Departement Merz. Der EFD-Chef forderte bezüglich der Verkleinerung der Armee, es sei vordringlich, «bereits jetzt konkrete Schritte

zur personellen und materiellen Verkleinerung der Armee aufzuzeigen» und die Angelegenheit nicht auf die lange Bank zu schieben. Bei seinem Plädoyer für eine Rückentwicklung der Armee führte er offenbar vorwiegend Sparargumente ins Feld.

Ebenso lehnte es Merz offenbar ab, dem Parlament in sicherheitspolitischen Fragen eine stärkere Mitbestimmung zu gewähren. Begründet wurde dies mit der Befürchtung, diese führe zu einer «problematischen Kompetenzverschiebung» und damit zu «einer Untergrabung der Position des Bundesrates». Auch in diesem Thema hat Maurer offenbar eine Niederlage erlitten. Ebenso beim «Sicherheitsverbund Schweiz».

Ursprünglich hatte das VBS für Mittwoch dieser Woche den Entwurf anlässlich der ausserpolitischen Klausursitzung des Bundesrates ein zweites Mal traktandiert, «um die Schnittstellen von Aussen- und Sicherheitspolitik zu diskutieren». Angesichts der vorliegenden Differenzen zwischen EDA und VBS ist eine Einigung nicht wahrscheinlich. Somit dürfte sich auch der weitere VBS-Fahrplan für den SIPOL B verzögern. Der für nächsten Mittwoch geplante Antrag für die Eröffnung der Vernehmlassung muss voraussichtlich vertagt werden. «Maurer muss noch mal über die Bücher», meint ein Informant aus dem VBS. «Am besten schreibt er den ganzen Bericht neu.» ○

Der neue RAV4 Executive. Business Class zum Economy Preis.



RAV4 2.0 Linea Terra schon ab Fr. 34'800.-*, abgebildetes Modell RAV4 Executive 2.0 ab Fr. 41'900.-*



rav4.ch



Komfortable Kabine und grosszügiger Frachtraum: der neue RAV4 Executive mit Lederausstattung.

Business Class für mehr Fahrspass

- Viel Platz für 5 Passagiere mit Gepäck
- Integrated Active Drive System koordiniert alle elektronischen Fahrhilfen (Lenkung, Stabilitätskontrolle und 4x4)
- Navigationssystem mit Touchscreen inkl. Rückfahrkamera und Bluetooth®-System (optional)

Business Class für Ihre Sicherheit

- 5 Sterne beim Euro-NCAP-Sicherheitstest
- Bis zu 7 Airbags

Business Class für die Umwelt

- Mehr Leistung, weniger Verbrauch dank der neuen Motorentechnologie Toyota Optimal Drive

Jetzt testen und profitieren:

RAV4 Executive ab Fr. 41'900.-*

Mehrausstattung

- Lederausstattung
- Fahrersitz elektrisch verstellbar
- Smart Entry/Start-System

Wert der Zusatzausstattung Fr. 3'500.-

Sie bezahlen Fr. 1'200.-

Sie sparen Fr. 2'300.-

*Unverbindlicher Nettopreis.

**Today
Tomorrow
Toyota**

Ausländer sind ein Verlustgeschäft

Von Roger Köppel — 20 Millionen Muslime leben in Europa. Der Ausländeranteil erreicht bald 30 Prozent. Der Kolumnist der *Financial Times* Christopher Caldwell schlägt Alarm.



Landnahme: Muslime fordern die Einführung der Scharia in den Niederlanden.

Eine Kultur der Feigheit trifft auf eine Kultur der Einschüchterung. So lässt sich eine Kernidee beschreiben, die der renommierte amerikanische Journalist und Kolumnist Christopher Caldwell in seinem bemerkenswert dicht recherchierten und mit vielen Fakten unterlegten neuen Buch über die Ausländerproblematik in Europa darlegt.

«Reflections on the Revolution in Europe» ist eine Streitschrift gegen eine Politik der Zuwanderung und den Glauben an die unbegrenzte Aufnahmefähigkeit unserer Gesellschaften. Caldwell setzt sich besonders kritisch mit dem Islam auseinander, aber er widerlegt auch Theorien, die davon ausgehen, dass die forcierte Zuwanderung den europäischen Staaten wirtschaftlichen Mehrwert verschaffe. Fazit: «Sie nehmen mehr, als sie bringen.»

Während Jahrzehnten war Europa das Ziel ungebremster Zuwanderung. Bald nach dem

Zweiten Weltkrieg wurden Arbeitskräfte in rauen Mengen geholt. Zwischen 1960 und 1973 kamen 18,5 Millionen Gastarbeiter nach Deutschland. Zu Beginn der fünfziger Jahre lebten in der englischen Stadt Bradford rund 350 Afrikaner, Asiaten und Menschen von den Westindischen Inseln. Innerhalb von zehn Jahren verzehnfachte sich die aus Südasien stammende Bevölkerung Bradfords. Heute leben in Grossbritannien gemäss Caldwell's offiziellen Statistiken 2 083 759 Menschen aus Indien, Pakistan und Bangladesch. Hinzu kommen 1 148 738 «schwarze Briten», die hauptsächlich aus der Karibik stammen. Insgesamt rechnet Caldwell mit rund 40 Millionen Einwanderern bei einer europäischen Gesamtbevölkerung von 375 Millionen. Angesichts drastisch fallender Geburtenraten unter den Europäern werde sich der Anteil allerdings stark zugunsten der Nichteuropäer ver-

schieben, vor allem zugunsten der Muslime. Der frühere Terroristenführer Jassir Arafat nannte die Bäume palästinensischer Frauen eine «Geheimwaffe» im Kampf gegen den Westen.

Die Europäer werden immer weniger und immer älter. Ein Viertel ist über sechzig. In einigen europäischen Ländern beträgt der Anteil der Menschen, die entweder eingewandert sind oder von Einwanderern abstammen, rund 25 Prozent. Das gilt für 3 von 16 Millionen Niederländern und 1,5 von 9 Millionen Schweden. Im Jahr 2050 werden in Grossbritannien selbst bei einem absoluten Zuwanderungsstopp rund 7 Millionen «Nichtweisse» leben oder 16 Millionen, falls es bei dem aktuellen Niveau von 108 000 Einwanderern pro Jahr bleiben wird. Bereits zur Jahrhundertmitte rechnen Demografen damit, dass in den wichtigsten europäischen Ländern der Migrantenanteil zwischen 20 und 32 Prozent liegen werde. Als Beispiel der Dynamik verweist Caldwell auf die Stadt Turin. Die italienische Auto-Metropole habe einen Anteil von rund 10 Prozent Einwanderern. Diese Einwanderer verzeichnen eine massiv höhere Geburten- (25 Prozent) und eine markant tiefere Sterberate (0,2 Prozent) als die Italiener. Aus den Zahlen schliesst der Autor, die europäische Kultur werde sich zwangsläufig auflösen.

Mehr kommen, weniger arbeiten

Europäische Meinungsführer betonen seit Jahrzehnten, dass sich die Zuwanderung wirtschaftlich lohne. Caldwell bestreitet dies. Er weist überzeugend nach, dass die erste grosse Einwanderungswelle nach dem Weltkrieg zunächst zwar tatsächlich die Industrieproduktion beflügelte. Im Zuge des Strukturwandels allerdings und im Gefolge eines allzu leicht gehandhabten Familiennachzugs habe sich eine flächendeckende Zuwanderung der oft schlecht qualifizierten arbeitslos gewordenen Ausländer in die Sozialsysteme ergeben. Dieser Befund deckt sich mit Aussagen, die der Verfasser dieser Zeilen in Gesprächen mit zahlreichen deutschen Sozialpolitikern ermitteln konnte. Unter Türken in Deutschland beträgt die Arbeitslosigkeit inzwischen gegen 40 Prozent.

Obschon den Deutschen, den Franzosen oder den Engländern von ihren Regierungen und Parteien immer das Gegenteil erzählt wurde, blieben die «temporären» Billigarbeitnehmer dauerhaft im Land. Der Schwindel wird durchschaut. In einer Umfrage kam heraus, dass 47 Prozent aller Briten der Meinung sind, die Zuwanderung habe Grossbritannien insgesamt ärmer gemacht, nur 19 Prozent fanden, es habe sich gelohnt. Zwischen 1971 und 2000 stieg in Deutschland die Zahl der Ausländer von 3 auf 7,5 Millionen. Die Zahl der arbeitstätigen Ausländer stagnierte im genannten Zeitraum bei 2 Millionen. Im-

mer weniger Ausländer wandern in den produktiven Sektor ein.

«Aristokraten der Identität»

Die Masseneinwanderung, schreibt Caldwell, werde die Sozialsysteme nicht retten, sondern weiter belasten. Die grösste Herausforderung ist für den Autor allerdings der Islam. Zwei Kulturen würden zusammenprallen, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Auf der einen Seite die von zum Teil fanatischen Gläubigen beherrschte muslimische Szene, «Aristokraten der Identität», wie es Caldwell nennt, auf der anderen Seite ein an sich selber zweifelnder, feiger Westen, der seine Schwäche als Toleranz markiert. Caldwell zitiert zustimmend den französischen Philosophen Ernest Renan: «Die Liberalen, die den Islam verteidigen, kennen ihn nicht. [...] Der Islam gibt sich liberal, wenn er schwach ist, aber er wird gewalttätig, wenn er sich stark fühlt.»

Rund 20 Millionen Muslime leben heute in Europa, davon 5 Millionen in Frankreich, 4 Millionen in Deutschland und 2 Millionen in Grossbritannien. Ungezählte, zum Teil bizarre Beispiele werden geliefert, die den Umstand illustrieren, dass sich die Europäer Gepflogenheiten aufnötigen lassen, die mit ihren Traditionen nicht vereinbar sind. Scharf verurteilt Caldwell die «Kriminalisierung von Meinungen» aus Angst vor Konflikten. Er be-



Schwere Kritik: Autor C Caldwell.

schreibt den Fall einer englischen Schule, die auf Druck der Mehrheit ihrer Schüler den muslimischen Namen Iqra annehmen musste. Vor drei Jahren wurde eine British-Airways-Stewardess entlassen, weil sie ein Kreuz getragen hatte, obschon die Airline ihren muslimischen Angestellten gestattet, mit einem Kopftuch zu arbeiten.

Europa ohne Europäer

Anstatt die negativen Seiten der Zuwanderung zu benennen und zu bekämpfen, wurden von den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Eliten immer neue Begründungen für die Wünschbarkeit der Migration erfunden: Zuerst ging es um Wirtschaftswachstum, dann

um die Rettung des Wohlfahrtsstaates. Einmal wurde die Masseneinwanderung als Bereicherung der Gastländer gefeiert, dann hiess es, Immigration sei im Zeichen des Asyls vor allem für die Immigranten wunderbar. Die Einwanderungsströme, schliesst Caldwell, seien eine vollendete Tatsache, für die immer wieder neue Ausreden gefunden würden.

Schwere Kritik richtet der Autor an die Politiker. Sie hätten ein zentrales Thema tabuisiert und den Leuten falsche Realitäten vorgegaukelt. Hätten die Briten, die Deutschen oder die Franzosen von Anfang an gewusst, dass in naher Zukunft ein paar Millionen Muslime Moscheen und Minarette errichten, schreibt Caldwell, sie hätten an den Urnen nein gesagt oder die Regierungen abgewählt. So aber konnte es zu einer Revolution kommen, die niemand ausrief und nur die wenigsten wollten. Kann Europa ohne Europäer europäisch bleiben? Caldwell verneint: «Wenn eine unsichere, weiche, relativistische Kultur eine Kultur trifft, die Wurzeln hat, selbstbewusst auftritt und gestärkt ist durch gemeinsame Überzeugungen, dann passt sich in der Regel die erste der letzteren an.» Die Kultur der Feigheit hat gegen die Kultur der Einschüchterung keine Chance.

Mehr zum Thema: Seite 18, 42, 56



- Weiterbildung?
- Jobwechsel?
- Selbständigkeit?

Für welchen Weg Sie sich auch entscheiden: Unsere flexible Vorsorge passt sich an. Das Leben kann viele verschiedene Wendungen nehmen. Unsere Vorsorgelösungen mit wählbaren Garantien unterstützen Sie in allen Lebenslagen, denn sie passen sich jeder wichtigen Entscheidung an. Und weil neue Pläne aufregend genug sind, bietet Ihnen Swiss Life neben ausgezeichneten Renditechancen stets hohe Sicherheit. Alles, damit Sie Ihren Weg gehen können – und optimal begleitet werden. Unsere Spezialisten beraten Sie gern. www.swisslife.ch

Ex-Jugoslawien sei Dank

Von Eugen Sorg — Schweizer Glück: Die meisten Muslime im Land kommen aus Gegenden, wo Religion praktisch keine Rolle spielt. Für die Scheinheiligkeit hiesiger Politiker sind sie gut genug.



Pflegt einen toleranten Islam: Ein junger Schweizer Albaner präsentiert sich stolz der Kamera.

In der Schweiz leben geschätzte 350 000 Muslime, mit fünf Prozent einer der höchsten Bevölkerungsanteile in einem europäischen Land. Und doch gibt es bei uns keine ethno-religiösen Enklaven, keine Radikalen-Subkultur, keine verummten Gespenster, keine Terroranschläge von hier aufgewachsenen Gastarbeiter-Kindern. Unser Glück hat einen Namen: Ex-Jugoslawien. Rund 200 000 der hiesigen Muslime sind ethnische Albaner aus dem Kosovo und Mazedonien, weitere 50 000 sind Bosnier. Sie sprengen sich nicht in vollbesetzten U-Bahnen in die Luft. Die Bosnier und vor allem die noch schitterer beleumundeten Albaner pflegen einen äusserst lockeren, toleranten, halb heidnischen Islam.

Der albanische Islam kennt keine Missionsgelüste, keinen Überlegenheitswahn, keinen Antisemitismus. Während der Nazibesetzung wurde kein Jude ausgeliefert. Man erwies sich als immun gegenüber dem Fanatismus, der

Politisierung, dem Todeskult, der in den letzten Jahrzehnten weite Teile des Islam erfasst hat. Bei den weltweit über 11 000 islamistischen Terroranschlägen seit dem 11. September 2001 tauchte nie ein albanischer Name auf. Das aggressive Werben saudischer Prediger mit Prämien fürs Kopftuchtragen machte trotz Armut keinen Eindruck. Durch Tirana spazieren weiterhin attraktiv angezogene Frauen. Als sich kein englisches Blatt getraute, die dänischen Mohammed-Karikaturen abzudrucken, wurden diese von einer Zeitschrift in Pristina veröffentlicht. Niemand rührte einen Finger dagegen.

Das Volk verehrt nicht Religionsstifter, sondern Freiheitskämpfer wie den mythischen Skanderbeg, der einen Aufstand gegen die türkisch-muslimischen Eroberer angeführt hatte. Oder den kosovarischen Politiker und Literaturkritiker Ibrahim Rugova. Man erzählte sich, dass er zum Katholizismus übergetreten

sei. Undenkbar in arabischen Ländern, kümmernte dies die überwiegend muslimischen Kosovaren nicht. Als der «Gandhi des Balkans» 2006 starb, pilgerte eine halbe Million Trauernde zu seinem Sarg. Die Religion des Albaners sei das Albanertum, verkündete vor 130 Jahren der Nationalist und Gelehrte Pashko Vasa. Er hat recht behalten.

Übertriebene, unehrliche Botschaft

Der aktuelle Streit um das Plakat der Volksinitiative gegen den Bau von Minaretten ist phantomatisch und gleicht einem ritualisierten Vorgang. Die SVP lanciert mit dem ihr eigenen Mut zur Hässlichkeit eine Kampagne, präzise hineingezirkelt in jenen Grenzbereich zwischen Unanständigkeit und Straftatbestand. Die anderen Parteien reagieren empört, die Medien machen die politische Rüpelei zu einem nationalen Ereignis, und die Strategen der Volkspartei registrieren, dass ihr Kalkül aufgegangen ist. Alle reden von ihnen.

Den Aufstieg zur stärksten Partei im Lande verdankte die SVP aber nicht einfach dem abgebrühten Spiel mit der Provokation. Die meisten ihrer Wähler sind bodenständige, nüchterne Zeitgenossen, und wenn die Botschaft hohl ist, geben sie dem Übermittler keine Stimme. Partei-Leviathan Blocher aber hatte eine ausgeprägte Witterung für gesellschaftliche Probleme, die von den neuen, überheblich gewordenen linksliberalen Eliten in Politik, Kultur, Medien ignoriert oder nicht ernst genommen wurden.

Doch der neueste Streich wird der Partei kaum Glück bringen. Das Kampagnenbild mit der verschleierte Frau und den schwarzen Minaretten auf der Schweizer Flagge soll warnen, aber die meisten empfinden es sofort: Diese Botschaft ist nicht nur übertrieben, sondern unehrlich. Sie entspricht nicht der helvetischen Alltagserfahrung.

Wer eine «notwendige Diskussion» auslösen will, wie die SVP-Initianten mit Unschuldsmiene beteuern, hätte sich vorher ernsthaft über das Thema informiert und würde offen darlegen, worum es ihm wirklich geht. Glauben die Minarettgegner, dass der Islam eine inhumane Religion ist, nicht vereinbar mit unseren Werten? Wenn dies ihre Überzeugung ist, warum sagen sie es nicht? Die jahrhundertealte kulturelle Dominanz des Westens verdankt sich dem freien Wettstreit der Ideen. Und glauben sie wirklich, dass die Schweiz von einer islamistischen Infiltration bedroht ist? Der Bericht 2008 über die innere Sicherheit der Schweiz aus dem ehemaligen Departement Blocher kann ihnen nicht unbekannt sein. «In Südosteuropa», heisst es dort, «stossen islamistische Strömungen in der lokalen Bevölkerung mehrheitlich auf Ablehnung.» Aber sogar wenn: Wird die Schweiz gerettet, wenn die Dekorationstürmchen verboten werden? Dies glauben nicht einmal die

strammen Initianten selbst. Jeder merkt sofort, dass es sich um Schikaniererei und Profilierungsrasseln handelt.

Doch der Auftritt der Plakatgegner überzeugt ebenfalls nicht. Die hiesigen Muslime haben keinen tantenhaften Beistand nötig, etwa indem man ihnen mit einem Verbot den Anblick der Plakate zu ersparen sucht. Sie leben einen Alltag, in dem verschiedenste Religionen, Weltanschauungen, Meinungen nebeneinander existieren, kritisiert, geglaubt, verspottet, geliebt werden, und sie leben offensichtlich gerne hier. Die allermeisten wünschen sich keinen Bart- und Burka-Islam. Ein in Zürich wohnhafter albanischer Bekannter drückte dies zusammengefasst so aus: «Huere-verdammti arabische Arschlochextremisten.» Der noble Einsatz der Weltoffenen für die durch das Plakat scheinbar beleidigten Muslime und Muslime ist parfümiert mit dem Hautgout des Gönnerhaften und dem Geruch des Angstschweisses. Denn der Tolerante möchte ebenfalls keine archaische Minarettkultur vor seiner Haustüre, aber noch mehr fürchtet er den Vorwurf der Intoleranz. Insbesondere von Seiten derer, die er insgeheim tatsächlich für leicht zurückgeblieben hält, die sogar im Menschenrechtsrat der Uno sitzen und deren Missfallen er mit übereifrigem, servilem Zuvorkommen vermeiden möchte.

Vorauselnde Selbstzensur des Westens

Über diese Haltung freut man sich in der islamischen Welt, wo über jeden angeblich antimuslimischen Vorfall irgendwo auf diesem Globus berichtet wird. Vor eineinhalb Jahren unterhielt ich mich in Khartoum mit einer Gruppe jüngerer Männer, die ich zufällig getroffen hatte. Es waren Bauernsöhne aus dem Westsudan, die nichts von der Welt wussten. Plötzlich fragten sie, ob es wahr sei, dass die Schweiz Moscheen verbieten wolle. Sie hatten es am TV gehört. Vor allem die korrupten, arabischen Clan-Diktaturen versuchen ihre rechtlosen und unzufriedenen Bevölkerungen in Schach zu halten, indem sie die Fiktion einer westlichen Verschwörung gegen die Muslime verbreiten lassen.

Dies ist die schlechte Nachricht: Seit der Blut-Fatwa gegen den Schriftsteller Salman Rushdie vor zwanzig Jahren kann man im Westen eine sinkende Bereitschaft beobachten, sich gegen die Zumutungen eines wildgewordenen Islam zu wehren. In vorauselnder Selbstzensur werden Theaterstücke abgesetzt und Bücher nicht veröffentlicht.

Und dies nochmals die gute Nachricht: Die Mehrheit der schweizerischen Muslime vertritt einen toleranten, europäischen Islam. Dies ist zwar nicht der Weitsicht der Politiker zu verdanken, sondern dem Zufall. Aber ein Glück ist es trotzdem. Zeit, die Ex-Jugos willkommen zu heissen und groteske Debatten zu beenden.

Bern

Perle vor die Professoren

Von Urs Paul Engeler — Das Drama der Wifag oder wenn die Berner Gutmenschen wirtschaften, geht es immer ganz schlecht. Was dort niemanden stört.

Die Wifag Maschinenfabrik AG im Berner Wyler-Quartier war jahrzehntelang eine höchst attraktive Braut. Verschiedene Konzerne versuchten erfolglos, das Industriebijou zu ergattern, das die besten Druckmaschinen der Welt entwickelte, baute und zu sehr guten Preisen verkaufte. Die Familienfirma, bis 2007 kommandiert von «Fräulein Dr.» (so die von ihr gewünschte Anrede) Ursula Wirz, war stets innovativ, topseriös, profitabel und vor allem eigenständig, also unverkäuflich, eine rare Perle in der Berner Öde.

Eine kleine Schwäche hatte die Juristin, die ihr Leben ganz der Firma widmete: Sie umgab sich, wenn sie als Chefin ihres Verwaltungsrates ihre Entscheide fällte, gerne mit einem Kreis von Berner Professoren und Politdarstellern. 1995 nahmen Ständerat und Rechtsprofessor Ulrich Zimmerli (damals noch SVP) sowie der Informatikprofessor Hansjürg Mey neben Frl. Dr. Wirz Platz. Zwei Jahre später stiess der frühere FDP-Generalsekretär und Chef der Plakatgesellschaft APG Christian Kauter dazu. 2001 folgte Organisationsprofessor Norbert Thom, ein Medienliebling, der fast jeden Tag ein Interview gibt.

Nach dem Tod der Firmenbesitzerin im Sommer 2007 mussten diese Leuchttürme des Berner Gesellschafts-, Polit- und Wirtschaftslebens das erfolgreiche Unternehmen mit seinen 650 Mitarbeitern leiten. Als Vormann übernahm Zimmerli, der inzwischen unter donnerndem Applaus die «unanständige» SVP verlassen und als Präsident den Traditionstitel *Der Bund* ganz zu Boden gewirtschaftet hatte. (Nach seinem Versagen, das der lokalen Reputation des politisch Korrekten keinerlei Abbruch tat, trat er dann, auch dies politisch korrekt, dem Verein «Rettet den Bund!» bei.)

Nach eineinhalb Jahren vermeldete die neue Wifag-Spitze, von den örtlichen Medien kaum verbreitet, dass 90 Stellen gestrichen würden und 200 Beschäftigte kurzarbeiteten. Mitte Jahr trennte die erlauchte Corona sich plötzlich vom langjährigen Firmenleiter Peter Boeglin, dem sie ausdrücklich «gute Arbeit» attestieren musste, und stellte Myriam Meyer Stutz als neue Konzernchefin vor. Meyer hatte nach einem kurzen Gastspiel ein Jahr zuvor unter nie kommentierten Umständen abrupt ihren Job als Chefin der Sparte Aerospace des Rüstungsbetriebs Ruag «auf eigenen Wunsch» verlassen. Am letzten Freitag nun verkündete die Berner Elite, dass weitere 300 Wifag-



Wifag-Vormann: Ulrich Zimmerli.

Arbeitsplätze gelöscht werden. Das ist in zwei raschen Schritten ein Abbau von 60 Prozent aller Stellen, was Presse und Funk in Bern, ohne die noblen Verantwortlichen mit Kritik zu belästigen, lakonisch der «Krise» zuschreiben.

Dabei ist die edle Firma, die von einer hochmotivierten, qualifizierten, kreativen Belegschaft getragen wird, allein nicht mehr lebensfähig. Man suche Partner, geben die überforderten Professoren und Politiker zu Protokoll; wahrscheinlicher ist, dass die Wifag den Weg von Zimmerlis Zeitung geht: Wo noch *Der Bund* draufsteht, ist vor allem *Tages-Anzeiger* drin. (Die Berner Prominenz macht jetzt nur noch auf Plakaten Werbung für die Schwindeletikette.)

Die Berner Medien gehören den Zürchern, Wander ist längst Novartis, Chocolat Tobler Philip Morris resp. Kraft Foods, Samuel Schmid's Seeland-Bank UBS, Gurten-Bier Cardinal etc. Bern, beherrscht von einem Geflecht älterer Politikerkameraden und alimentiert durch den Finanzausgleich, nimmt den dramatischen wirtschaftlichen Niedergang nicht nur gemächlich hin; das ökonomische Unvermögen ihrer Vorzeigeleute wird als besondere Tugend gefeiert. Der Satz «Es muss nicht alles rentieren» ist an der Aare mehrheitsfähig; ein Slogan gegen «Kommerz» und gegen «Züri» garantiert den Abstimmungserfolg für jede Künstlerkolonie.

Es geht nicht um Neid

Von Cédric Wermuth — Soziale Gerechtigkeit ist nutzlos, sagen die Gegner der 1:12-Initiative. Aber wer Demokratie will, muss die Löhne fairer verteilen. 500 000 Arme in der Schweiz warten darauf.



Lohnverhältnis 1:700: Novartis-Chef Daniel Vasella.

Es gibt drei Dinge, nach denen Sie eine Frau nicht fragen dürfen: ihr Alter, ihr Gewicht und was sie verdient – Letzteres gilt auch für Männer. Löhne sind hierzulande in einem besonderen Masse tabu. Die *Weltwoche* versuchte letzte Woche, dieses Tabu zu rechtfertigen. Die 1:12-Initiative der Jungsozialisten/-innen (Juso) ruft die Abzocker und ihre Handlanger auf die Barrikaden: Sie haben Angst. Immer dann, wenn die vereinten Verwalter des Reichtums – von *Economiesuisse* bis *Weltwoche* – die Reihen schliessen und «Populismus, Populismus» schreien, sollte man genau hinschauen. Es handelt sich meist um eine Vernebelungsstrategie. So auch hier, wenn es um Löhne und die 1:12-Initiative geht.

Urs Paul Engeler schreibt über die Lohndiskussion: «Das unreflektierte Bekenntnis zu einer diffusen, nirgends definierten <Gerechtigkeit>, das, genau genommen, nur als Maske für den blanken Neid dient, wird zur Fessel

des Denkens und Diskutierens.» Er fasst damit die Hauptargumente der *classe économique* gegen jegliche Diskussion um Verteilungsfragen zusammen. Am Anfang steht die Behauptung, soziale Gerechtigkeit gebe es gar nicht. Der ideologische Unterbau zu diesem Argument stammt zu grossen Teilen vom neoliberalen Übervater Friedrich August von Hayek: Wir Menschen sind zu dumm, um uns Regeln zu geben, insbesondere was das Ökonomische betrifft. Deshalb brauchen wir den Markt, er überwindet unsere Unfähigkeit und alloziert Ressourcen und Information. Allerdings ist dieser Markt ergebnisoffen, d.h. weder plan- noch steuerbar. Und das ist gut so. Sozial- und wirtschaftspolitische Ziele sind grundsätzlich fehl am Platz.

Ganz abgesehen davon, dass dahinter ein zutiefst menschenverachtendes Bild steht, stellen die Neoliberalen die grundsätzliche Handlungsfähigkeit und Legitimation demokra-

tischer Politik in Frage. Denn auf was beruhen demokratische Entscheidungen? Die Einführung der AHV, der Entscheid für progressive Einkommenssteuern oder das Recht auf Schulbildung? Auf nicht weniger als einer demokratisch vereinbarten Gerechtigkeitsvorstellung. Die Idee, Gerechtigkeit gebe es nicht oder – noch schlimmer – dürfe von einem Volk gerade in wirtschaftlichen Fragen nicht eingefordert werden, ist antidemokratisch und gehört auf den Misthaufen der Geschichte.

Fast irrwitzig ist denn auch der Vorwurf, das von der Juso eingeforderte Lohnverhältnis von 1:12 innerhalb eines Unternehmens sei willkürlich. Will man uns ernsthaft erklären, dass die Verhältnisse, wie wir sie heute haben, weniger willkürlich sind? Die ideologischen Scheuklappen versperren den Blick auf die Realität: Einerseits sind es nicht die Eigentümer, die heute über die Löhne bestimmen, sondern die Abzocker-Manager, die sich selbst bedienen. Andererseits ist gesellschaftlicher Reichtum das Ergebnis eines arbeitsteiligen Prozesses einer gesamten Ökonomie. Dazu trägt jeder Beschäftigte bei. Also hat zumindest jeder und jede wieder einen Anspruch auf einen gerechten Anteil an diesem Reichtum.

500 000 Arme

Womit wir wieder bei der Gerechtigkeitsfrage oder, wie es Engeler nennt, beim «Neid» wären. Die Fakten: Die Schweiz ist spätestens seit 20 Jahren Schauplatz einer gigantischen Umverteilungsmaschinerie von unten nach oben. Und bei den Vermögen ist die Situation noch krasser als bei den Löhnen. Während wir 500 000 Menschen in unserem Land haben, die in einer Working-Poor-Familie leben, gibt es auf der anderen Seite Abzocker, die sich auch und gerade in der Krise weiterhin exorbitante Saläre von im Schnitt vier Millionen Franken leisten (Schnitt aller in der Schweiz kotierten Unternehmen). Die Lohnverhältnisse zwischen dem tiefsten und dem höchsten Lohn in diesen Unternehmen betragen schnell einmal 1:100, 1:200, ja, mehr als 1:700 (Novartis)!

Das Problem dabei sind nicht die hohen Löhne. Vielmehr reduzieren die überrissenen Bezüge der Chefetage die Lohnsumme für alle anderen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Dass gleichzeitig erwartet wird, dass die Arbeitnehmer sich «zurückhalten», wenn es um Lohnerhöhungen geht, ist zynisch. Fakt ist: Der Anteil der durchschnittlichen Reallöhne am BIP nimmt spätestens seit 1990 ab. Zugenommen hat der Anteil der obersten Einkommen. Dass diese Zunahme nichts mit Leistung und Verantwortung zu tun haben kann, müssen wir in der Krise schmerzlich erfahren. Mit Neid hat die Forderung nach gerechten Löhnen herzlich wenig zu tun.

Cédric Wermuth, 23, ist Präsident der Juso und Vizepräsident der SP Schweiz.

Willkommen in der grössten Gelateria Italiens.



SÜDTIROL
bewegt



Südtirol ist die nördlichste Provinz Italiens.
Das Zusammenspiel aus alpinen und mediterranen
Einflüssen kennzeichnet Landschaft, Kultur und Menschen.

www.suedtirol.info

Versicherungen
Vorsorge
Risikomanagement

Zurich HelpPoint®



Damit auch Ihre finanzielle Vorsorge so wandlungsfähig ist wie Ihre Familie.

Zurich HelpPoint® ist für Sie da, wenn Sie mehr als nur eine Versicherung brauchen. Gerade wenn sich vieles im Leben verändert, muss man sich auf die finanzielle Absicherung für sich und seine Familie verlassen können.

Wir haben Versicherungslösungen entwickelt mit einer Garantie, die Ihr Kapital sicher gegen negative Marktentwicklungen schützt. Ganz flexibel, für alle weiteren Prinzessinnen oder Prinzen, die noch folgen.

Erfahren Sie mehr über *Zurich HelpPoint®* auf www.zurich.ch

Weil Sie uns wichtig sind.

 **ZURICH®**

Because change happenz®

Friedenstaube und Kriegspräsident

Von Hansrudolf Kamer — Afghanistan bestimmt die US-Politik. Obama steckt in der Klemme. Greift er durch, droht seine Wählerbasis wegzubröckeln, lässt er es sein, verliert er am Hindukusch.



«Jenseits unserer wildesten Träume»: Präsident Obama zaudert.

Der Friedensnobelpreisträger zögert, für seinen Krieg mehr Truppen aufzubieten. Obama hatte zwar im Wahlkampf emphatisch erklärt, Afghanistan sei der notwendige Krieg, den man ausfechten und gewinnen müsse. Hier sei der zentrale Schauplatz im Krieg gegen den Terrorismus. Er werde Osama Bin Laden und al-Qaida bis in die tiefste Höhle im pakistanischen Grenzgebiet verfolgen. Das war für Obama nicht irgendein Detail seines Wahlprogramms.

Hamlet im Weissen Haus

Nun müsste der Präsident etwas tun. Die westliche Strategie – im Wesentlichen eine amerikanische – steht im scharfen Gegenwind. Doch der Hamlet im Weissen Haus weiss nicht, wie er sich entscheiden soll. Nachgeben ist natürlich immer eine Möglichkeit. Da wären die allgemeine Kriegsmüdigkeit und die wenig erbauliche Aussicht auf ein bitteres Engagement ohne Ende. Der westliche Imperialismus und der sowjetische scheiterten kläglich in Afghanistan, die Geschichte spendet keinen Trost. Da wäre auch die linksdemokratische Anhängerschaft in Amerika, die mit dem Krieg nichts am Hut hat. Da wären die Zwischenwahlen im nächsten Jahr und das allgemeine Stimmungstief. Genug Gründe, um nichts zu wagen.

Präsident Johnson, der grosse innenpolitische Reformer, eskalierte den Krieg in Vietnam und wurde bestraft, von seiner eigenen Partei, den Demokraten, im Stich gelassen. Schmähhlich musste er auf eine Wiederwahl verzichten. Südvietnam ging es noch schlechter. Die demokratischen Mehrheiten im Kongress kappeten zwei Jahre nach dem Abzug der amerikanischen Truppen die Gelder für die südvietnamesischen Streitkräfte. Die Nordvietnamesen hatten plötzlich leichtes Spiel und triumphierten auch militärisch. Wer sich auf Amerika verlässt, lebt gefährlich – das war die Lehre, die damals nicht nur in der Dritten Welt aus den Geschehnissen gezogen wurde. Es folgten schwache und missglückte Präsidentschaften in Amerika – Nixon, Ford, Carter.

Was Obama von Bush lernen kann

Bob Woodward hat nun sein viertes Buch über die Präsidentschaft des jüngeren Bush geschrieben, wie immer ein instruktives Kompendium mit etwas schmalbrüstiger Analyse. Klar wird darin aber unmissverständlich, wie Bush den Konflikt im Irak eskalierte, die Truppenmehrung beschloss und durchsetzte. Und zwar gegen den Rat der höchsten amerikanischen Militärs, des Pentagons, des Verteidigungsministers Rumsfeld, den er entlassen

musste, der Aussenministerin Rice und alter Grössen wie James Baker und Lee Hamilton. Medienwelt und Politik in Washington warnen vor einem Fiasko. Bush beharrte auf dem «Surge». Heute spricht auch der Friedensnobelpreisträger davon, dass Bushs Truppenaufbau und Strategiewechsel im Irak Erfolg hatten «beyond our wildest dreams». Obama war vorher dagegen gewesen.

Nun steckt er in der Klemme. Für die neun Monate seiner Amtszeit kann er innen- und aussenpolitisch wenig vorweisen. Sein Ansehen in Amerika ist geschrumpft. Sollte er nun die Forderung seines von ihm selber eingesetzten Oberkommandierenden McChrystal zurückweisen und die Truppenstärke in Afghanistan nicht deutlich erhöhen, so wäre er als wortbrüchiger Wahlkämpfer und – wesentlich schlimmer – als mutlos gebrandmarkt.

Erfüllt er dagegen die Wünsche der Militärs, verliert er seine politische Basis. An einer solchen Wegscheide stehen die meisten Präsidenten früher oder später. Die klugen unter ihnen rufen sich in Erinnerung, dass jede politische Basis vergänglich ist. Auch sind für Obama andere Wählerschichten heute wichtig.

Afghanistan-Strategie: Bescheidenheit

Abgesehen davon stellt sich natürlich die Frage, was die westliche Politik in Afghanistan erreichen will und kann. Ein Truppenaufbau dient nur dazu, kurzfristig militärisch die Initiative zurückzugewinnen. Längerfristig öffnen sich andere Perspektiven. Nation-Building hat seine besten Tage hinter sich. Nicht nur die Wirtschafts- und Finanzkrise, vielmehr auch fehlende Erfolge und eine allgemeine Ernüchterung sind dafür verantwortlich. Für Afghanistan bleibt eine pragmatische Strategie mit relativ bescheidenen Zielsetzungen übrig: Bekämpfung von al-Qaida und Schwächung ihrer Kader, Eindämmung der Taliban, wo dies möglich ist, Zweckallianzen mit gewissen Stämmen und Gruppen und Unterstützung der pakistanischen Streitkräfte, die als Stabilitätsfaktor unerlässlich sind.

Es sind auch diese Streitkräfte und nicht die Regierung in Islamabad, die über die pakistanischen Atomwaffen wachen. Und dann? Am Tag nach dem Abzug westlicher Truppen aus Afghanistan entsteht eine neue Realität, die von den traditionellen Rivalitäten in diesem Land, aber auch den grossen Nachbarstaaten bestimmt sein wird. Damit wird der Westen leben müssen.



Hansrudolf Kamer

Dr. phil., Experte für internationale Sicherheitspolitik. Ehemals Korrespondent in Stockholm, Jerusalem, Moskau und Washington sowie Auslandchef und stellvertretender Chefredaktor der NZZ.

Gross, Reimann, Stump Gaddafi, Merz, Blatter

Der Europarat, der nicht einmal minimalstes Interesse wecken kann, bietet einem Weltpolitiker vom Schlage des im Jura wohnenden Zürcher SP-Nationalrats **Andreas Gross** keinen adäquaten Resonanzraum. Darum möchte Gross, wie er in einem Bericht postuliert, die Uno von Grund auf umgestalten. Die jetzige Vollversammlung (der Staatschefs), so fordert er, müsse durch ein Weltparlament ersetzt werden, in das alle Staaten der Erde Leute (wohl wie Gross) delegieren oder wählen. Während die meisten Europaräte dem Vorschlag artig zunickten, übten die Schweizer Delegierten laute Kritik. SVP-Ständerat **Maximilian Reimann** (AG) geisselte die «zusätzlichen Kosten» dieser neuen ineffizienten «Polit-Bürokratie». Gross' SP-Fraktionskollegin **Doris Stump** (AG) wollte die Idee gar kippen und verwies auf die Interparlamentarische Union (IPU), die bereits ein Rat aller Räte dieser Welt sei. Auch wenn der Bericht in der Schublade verschwindet, so hat Gross ein Lieblingsziel erreicht: Der Schweizer Reisekönig darf am 26. Oktober nach New York zur Uno fliegen – im Auftrag des Europarats und bezahlt vom eidgenössischen Steuerzahler (Gesamtkosten: gegen 5000 Franken). (*upe*)

Seit bekanntgeworden ist, dass der libysche Diktator **Muammar Gaddafi** die Schweizer Presse überwachen lässt und allfällige Kritik an seiner Regierungsarbeit «in Echtzeit» zugespielt bekommt, üben sich Bundespräsident **Hans-Rudolf Merz**, helvetische Parlamentarier und Medien in vornehmer Zurückhaltung. Weniger vornehm entwickelten sich in derselben Zeit die Kommentare auf der Internetseite von Gaddafis Sohn **Hannibal** (www.hannibal.ly). Dort leuchtet es seit Wochen wie auf einer Neocolor-Zeichnung eines Kindergärtlers. Auf den farbigen Bildern zu sehen sind Schweizer Flaggen mit Hakenkreuzen oder seit vergangenem Montag auch Bundespräsident Merz als «Nazi-Schwein». Am Dienstag legte Maghreb-Macho Hannibal noch einen drauf und publizierte – wiederum üppig eingefärbt – die Ankündigung, dass Libyen als «Vorsitzender der Afrikanischen Union» dafür sorgen werde, dass die «Nazi-Schweiz» im nächsten Jahr nicht an die Fussball-Weltmeisterschaft nach Südafrika reisen dürfe. Das war dann offenbar zu viel des weltpolitischen Herrschaftsanspruchs – kurz darauf wurde die Seite abgeschaltet. Da die Wahrscheinlichkeit eher gering ausfällt, dass hinter der Aktion ein Machtwort unseres Bundespräsidenten Merz steckt, muss sich ein wirklich mächtiger Schweizer eingeschaltet haben: Fifa-Generaldirektor **Sepp Blatter**. (*aku*)

Das Gesicht der Schweiz

Von **Henryk M. Broder** — Die Aussenministerin sorgt sich wegen der Minarette um die Exporte in muslimische Länder. Das ist die hohe Schule der Kapitulation.

Von Deutschland aus betrachtet, erschien die Schweiz immer als eine Insel der Glückseligkeit. Eine stabile Währung, solide politische Verhältnisse, die auch durch Wahlen nicht ins Wanken geraten, kaum Arbeitslosigkeit, keine Extremisten, so gut wie keine sozialen Verwerfungen. Die Schweiz war schon «multikulti», bevor in Kreuzberg die ersten Dönerbuden aufmachten. Ein schlanker Staat, vier Sprachen und viele Ethnien, zusammengehalten durch die Idee der Basisdemokratie.

Die Idylle hat auch eine dunkle Seite. Die Schweizer gelten nicht als besonders temperamentvoll. Es fällt schwer, sich zwei Schweizer im Rausch der Leidenschaft vorzustellen. Vermutlich machen sie ein Konto auf, wenn sie beschliessen, sich zu vermehren. Doch solange in der Schweiz das Bankgeheimnis galt, war das Image des Landes unbefleckt wie ein sizilianisches Bettlaken vor der Hochzeitsnacht. Das änderte sich erst mit dem Skandal um die «namenlosen Konten», deren Existenz der Schweizer Unschuld ein Ende setzte. Als Nächstes war die Swissair dran. Dass eine staatliche Schweizer Firma, die weltweit operiert, pleitegehen könnte, schien bis dahin so unvorstellbar wie eine Ansprache des Papstes zum Christopher Street Day.

Seitdem geht es mit der Schweiz bergab, ähnlich wie mit der SPD in Deutschland. Anders freilich als die Sozialdemokraten, die ihren eigenen Ausverkauf inszenieren, ist die Schweiz kein insolventes Unternehmen, nur das Image des Landes befindet sich im freien Fall.

Und dafür gibt es gute Gründe. Nehmen wir nur die Anti-Minarett-Initiative. Man kann für oder gegen den Bau von Moscheen sein. Am klügsten wäre es, den Bau von Moscheen (in der Schweiz ebenso wie in Deutschland oder Österreich) an eine Bedingung zu knüpfen: Bei uns können Moscheen gebaut werden, wenn bei euch Kirchen gebaut werden dürfen. Natürlich nicht im Verhältnis eins zu eins, sondern je nach Bedarf. Sich über die Höhe der Minarette aufzuregen, ist mehr als albern, ein Zeichen virtueller Empörung, die das Kind nicht beim Namen nennen will. Wie viel Minarett darf's denn sein?

Noch peinlicher ist die Schweizer Performance gegenüber Libyen, einem Schurken-



staat erster Klasse. Hier von Appeasement, Liebesdienerei und Opportunismus zu sprechen, wäre reine Lobhudelei. Es ist die totale Kapitulation, die man auch mit wirtschaftlichen Interessen nicht erklären kann. Vergessen ist die Affäre um die sechs bulgarischen Krankenschwestern und den palästinensischen Arzt, die unter dem Vorwurf, libysche Kinder mit Aids angesteckt zu

haben, jahrelang festgehalten und gefoltert wurden, bis sich die EU ihrer erbarmte und sie für viele Millionen Euro auslöste. Jetzt sitzen seit über einem Jahr zwei Schweizer Bürger in Libyen fest, und die Schweiz traut sich nicht einmal, mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu drohen oder den Fall vor den Menschenrechtsausschuss der Uno zu bringen – aus Angst, die Situation könnte noch schlechter werden. Der Schweizer Bundespräsident reist vollmundig nach Tripolis und kommt mit leeren Händen zurück, im Gepäck nur das Gepäck seiner Landsleute, die er heimholen wollte. Unfähig, ihre eigenen Belange mit Nachdruck zu vertreten, will die Schweiz einen Beitrag zur Lösung internationaler Konflikte leisten. Es ist, als würde ein blinder Passagier dem Kapitän eines Schiffes sagen, wohin die Reise gehen soll.

Man könnte das alles mit einer gewissen Unbeholfenheit erklären, die durchaus ihren Charme hat. Wer lange einen Tante-Emma-Laden geführt hat, ist nicht automatisch qualifiziert, einen Supermarkt zu managen. Er muss es erst lernen. Aber das ist es nicht. Das Schweizer Dilemma ist nicht ein Mangel an Erfahrung, sondern ein Surplus an Übermut, verkörpert durch die chronisch gutgelaunte Chefin des EDA, Bundesrätin **Micheline Calmy-Rey**. Sie ist das Gesicht der Schweiz. Dass sie sich nun im Streit um die Minarette einmischt, hat natürlich aussenpolitische Gründe. Ein Minarett-Verbot, meint sie, könnte das Exportland Schweiz in Schwierigkeiten bringen. «Die muslimischen Länder gehören ebenfalls zu unseren Kunden.» Das Aussendepartement habe bereits vorgesorgt und die Schweizer Vertretungen in der muslimischen Welt mit Informationsmaterial beliefert.

Das ist die hohe Schule der Kapitulation. In Deckung gehen, bevor der erste Schuss abgefeuert wurde.



Der grosse Wagen: der neue Golf Variant.

Beeindruckend ist nicht nur sein wertiges Äusseres. Hinter der grossen Heckklappe warten umklappbare Rücksitze und bis zu 1'550 l Stauraum. Für höchste Sicherheit unterwegs sorgen serienmässige Kopfairbags für Front- und Fondpassagiere sowie Seitenairbags vorn. Der optionale Parklenkassistent "Park Assist" und die Rückfahrkamera "Rear Assist" garantieren zudem maximalen Fahrkomfort. Überzeugen Sie sich selbst von der Wertigkeit des neuen Golf Variant: am besten bei einer Probefahrt. Der neue Golf Variant bereits für 28'500 Franken*.

Erst wenn ein Auto Innovationen allen zugänglich macht, ist es: Das Auto.



Das Auto.

George Akerlof

Die Volkswirtschaftslehre müsse für bessere Prognosen die Psychologie integrieren, fordert der Nobelpreisträger. Höhere Steuern seien besser als Bonus-Regulierungen.



«Wichtige Märkte sind nicht reguliert»: w: Wirtschaftswissenschaftler Akerlof.

Ökonomen gehen in der Regel davon aus, dass sich der Mensch rational verhält. Weshalb werfen Sie in Ihrem Buch «Animal Spirits» diese Annahme über Bord?

Wirtschaftlichen Entscheidungen liegen Motive zugrunde, die nicht rational im engen Sinn des Wortes sind. Unternehmer entscheiden sich für eine Investition nur, wenn sie das Gefühl haben, dass es am Ende gut herauskommen wird. Vertrauen ist der wichtigste Faktor. Es ist deshalb nötig, die Psychologie in der Theorie zu berücksichtigen. Das tun die Lehrmeinungen nicht, deshalb sind sie mangelhaft.

Ist das nicht eine akademische Diskussion?

Keineswegs. Die Volkswirtschaftslehre muss die menschliche Psyche beschreiben, um zu begreifen, wie sich die Leute verhalten. Das ist übrigens genau das, was schon John Maynard Keynes vorschwebte.

Verraten Sie uns: Wie hätte man die Krise rechtzeitig erkennen können?

Man sollte stets die Antennen draussen haben, um rechtzeitig zu merken, in welchen Märkten sich Probleme anbahnen. Es gab ja vor der Krise alle möglichen Signale, dass es mit der Wirtschaft bergab gehen würde – man musste sie bloss wahrnehmen und richtig interpretieren.

Braucht die Wirtschaft eine Art Valium, um weniger krisenanfällig zu sein?

Wenn wir die Märkte für Derivate und Hypotheken reguliert hätten, hätte es keine Krise dieser Größenordnung gegeben.

Ihre Empfehlung ist ein Geschenk für all jene, die die Märkte stärker regulieren wollen.

Sagen Sie nicht «stärker» – das ist falsch.

Weshalb?

Der Grund für die Krise in den USA ist ja gerade die Tatsache, dass wichtige Märkte

nicht reguliert sind – vor allem der Markt für derivative Finanzprodukte.

Der Staat soll die Anleger also vor dem Unglück bewahren?

Was ist denn dabei? Nehmen Sie den Versicherungsmarkt: Dort sind Regulierungen selbstverständlich, zum Nutzen des Konsumenten. Sie würden Ihr Haus ja wohl nicht versichern lassen, wenn die Assekuranz nicht so reguliert wäre, dass Sie sicher sein können, im Fall der Fälle auf die Versicherung zurückgreifen zu können. Das ist überall so. Oder können Sie sich ein Fußballspiel vorstellen, bei dem keine Regeln gelten?

Wo orten Sie das nächste Risiko für die Konjunktur?

Zwei Dinge sollten dringend angegangen werden. Die Finanzmärkte sollten erstens so reguliert werden, dass sich die Leute ein klares Bild über die Höhe der ausstehenden Schulden machen können. Zudem zweifeln sehr viele Bürger, und ich zähle mich dazu, dass die Entlohnungen auf den Finanzmärkten den Beitrag der Finanzmanager an die Ökonomie reflektieren.

Brechen Sie damit eine Lanze für eine Begrenzung der Boni?

Regulierung von Löhnen funktioniert in der Regel nicht, da sich immer Ausweichmöglichkeiten finden lassen. Effizienter wäre es, mit höheren Steuern Übertreibungen zu korrigieren. Es ist wichtig, dass ein System als gerecht und als fair empfunden wird.

Was empfehlen Sie, wenn die Konjunktur wieder nachlässt?

Dann muss der Staat mit fiskalpolitischen Mitteln und Instrumenten der Notenbank für Vollbeschäftigung sorgen. Doch die Krise ist so einschneidend gewesen, dass das wohl nicht ausreichen wird. Eine Erhöhung der Staatsausgaben wird nötig sein, um für Vollbeschäftigung zu sorgen.

Haben Sie keine Bedenken, das rekordhohe Budgetdefizit weiter zu erhöhen?

Ich folge dieser Standardinterpretation nicht. Man kann auf den Mechanismus bauen, der sich *balanced budget multiplier* nennt. Der kann dafür sorgen, dass die Gesamtnachfrage steigt, ohne dass das Budgetdefizit erhöht werden muss. Am wichtigsten ist es, die Finanzmärkte anzugehen. Denn es gibt eine Grenze für den Schuldenberg, auf dem man die Wirtschaft aufbauen kann.

Wo wäre die Grenze?

Das kann ich nicht sagen, weil ich keine gute Antwort darauf habe. (Lacht)

George A. Akerlof, 69, wurde 2001 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet und lehrt Volkswirtschaftslehre an der University of California, Berkeley. Er erhielt letzte Woche den renommierten «getAbstract International Book Award». Im Campus-Verlag ist sein jüngstes, zusammen mit Robert J. Shiller verfasstes, Buch erschienen: «Animal Spirits: Wie Wirtschaft wirklich funktioniert».

Die Fragen stellte **Pierre Heumann**.

Die schleichende Islamisierung Europas

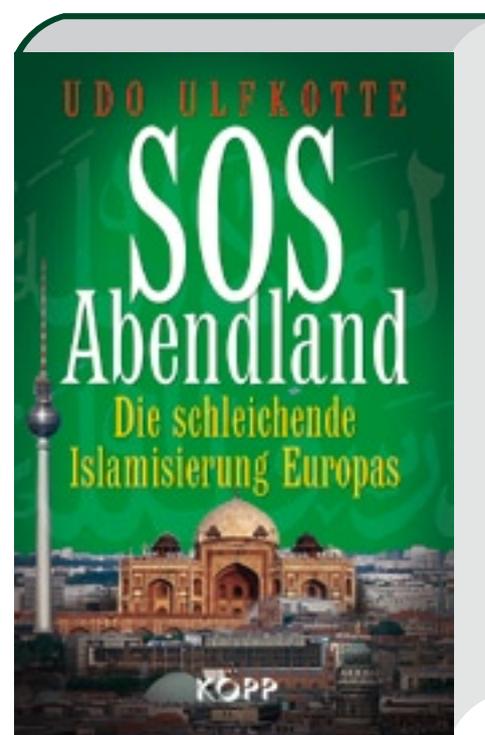
■ In diesem Buch lesen Sie, was die Islamisten gerne vor Ihnen verborgen hätten. Es ist die wohl erschreckendste Chronologie über die Ausbreitung des Islam in Europa. Hier lesen Sie aber auch, was Ihnen die Massenmedien verschweigen. Fakten, die Ihnen den Atem stocken lassen – in einer Fülle, die erdrückend ist. Was schon lange Prophezeit wurde, scheint nun finstere Realität zu werden: der Untergang des Abendlands!

Wissen Sie, in welchem europäischen Land ...

- das öffentliche Zeigen der offiziellen Landesflagge inzwischen als Diskriminierung moslemischer Zuwanderer gesehen wird und von der Polizei mit einem Bußgeld belegt werden kann?
- eine christliche Kirche seit dem Sommer 2008 Schutzgeld an Moslems zahlt, die als »Bodyguards« arbeiten, damit Kirchgänger nicht länger von Jugendlichen anderer Kulturkreise angegriffen werden?
- die wachsende Zahl von Vergewaltigungen durch Mitbürger aus dem islamischen Kulturkreis mit dem »Klimawandel« begründet wird?
- Muslime in arabischer Sprache darüber aufgeklärt werden, dass die Einheimischen nicht Menschen zweiter Klasse sind, sondern auch Menschenrechte haben?
- laut einer von der Regierung in Auftrag gegebenen Studie 25 Prozent aller dort lebenden Muslime Gewalt gegen andersgläubige Mitbürger in ihrer neuen Heimat als »legitim« erachten?
- Gefängnist Toiletten umgebaut wurden, weil Muslime auf Toiletten weder mit Gesicht noch mit Rücken gen Mekka gewandt sitzen dürfen?
- die Polizei nicht eingreifen durfte, als junge muslimische Demonstranten öffentlich die Vergasung von Juden forderten?
- 70 Prozent der inhaftierten Straftäter Muslime sind?
- 2008 drei muslimische Mitbürger, die auf Polizisten geschossen hatten, vom Richter sofort wieder ohne Verfahren auf freien Fuß gesetzt wurden, weil man Angst vor »Rassenunruhen« hatte?
- im Dezember 2006 zum ersten Mal eine vollverschleierte Muslima in einem bekannten Privatsender eine alternative – islamische – Weihnachtsansprache an die Bevölkerung verlesen durfte? Wussten Sie, dass diese Frau die Christen als »Ratten« bezeichnete?

»Die Demokratie ist nur der Zug, auf den wir aufsteigen, bis wir am Ziel sind. Die Moscheen sind unsere Kasernen, die Minarette unsere Bajonette, die Kuppeln unsere Helme und die Gläubigen unsere Soldaten.«

Türkischer Ministerpräsident Tayyip Erdogan



Udo Ulfkotte: SOS Abendland
gebunden • 416 Seiten
Best.-Nr. 911 900 • 19.95 €

»Der Inhalt dieses Buches ist erschreckend! Einer der großen Bundesgenossen bei der Islamisierung Europas ist die Unwissenheit der Bevölkerung. Ulfkottes Buch SOS Abendland hilft bei der Aufklärung. Die Fakten sind erdrückend. Es ist kaum zu glauben, wie weit die Islamisierung in einzelnen europäischen Ländern bereits fortgeschritten ist. Die meisten Bürger haben keine Ahnung, was da wirklich vor sich geht.« Ralph Giordano

KOPP VERLAG

Jetzt bestellen! • Versandkostenfreie Lieferung innerhalb Europas

Telefon (00 49) 74 72 98 06 10 • info@kopp-verlag.de • www.kopp-verlag.de

Weltwoche-Spezialangebot



Tauchen Sie mit der Weltwoche in die Welt der Klassik und des Entertainments. In Zusammenarbeit mit Obrasso Classic Events profitieren Weltwoche-Abonnenten/-innen von 15 % Spezialrabatt auf allen Ticketkategorien der nachfolgenden Konzerte.



Swiss Folk Music & Swing

Carlo Brunners Superländlerkapelle · Dani Felber Big Band · Maja Brunner · Lisa Stoll

Das swingende Volksmusikkonzert im KKL Luzern bringt zwei Spitzenformationen zusammen, die nicht das Gleiche spielen, aber das Gleiche wollen: beste Unterhaltung bieten. Allein und gemeinsam verwischen sie die Grenzen zwischen Volksmusik und Swing. Carlo Brunners Superländlerkapelle swingt, und Bandleader Dani Felber bläst mit seiner Big Band den Marsch! Zusammen mit der Sängerin Maja Brunner präsentieren sie Swinghits wie «Sing, Sing, Sing» oder «In the Mood», Schlager wie «Das chunnt eus spanisch vor» sowie volkstümliche Gassenhauer. Beim «Börse-Ländler» und bei der «Röschti-Polka» steht die «kleine Swiss Lady aus dem Klettgau» im Rampenlicht: Mit grossem Ton und klarem Klang wird die erst zwölfjährige Lisa Stoll mit Tracht und Alphorn das Publikum begeistern.

KKL Luzern, Freitag, 2. Oktober 2009, 19.30 Uhr
Preiskategorien: Fr. 70.-/62.-/58.-/50.-/45.-/35.-



The Four Seasons by Candlelight

Mozart Festival Orchestra London

Das Mozart Festival Orchestra London versteht es ausgezeichnet, die magische Wirkung des wärmenden Kerzenlichtes zu nutzen, und schmückt die Konzertbühne mit goldenen, kunstvoll geschwungenen Kerzenleuchtern.

In dieser feierlichen Atmosphäre schaffen das Orchester und seine Solisten, gekleidet in originalgetreue Kostüme aus dem Barock, mit Klängen von Antonio Vivaldi, Johann Sebastian Bach, Georg Friedrich Händel und anderen, Momente der Ruhe und Entspannung. Im Zentrum des Programms stehen «Die vier Jahreszeiten», eine Komposition von Antonio Vivaldi, die aus vier Violinkonzerten mit jeweils drei Sätzen besteht. Das Mozart Festival Orchestra London setzt sich aus Musikern der führenden Londoner Orchester wie dem London Symphony Orchestra, dem Philharmonia Orchestra und dem Royal Philharmonic Orchestra zusammen.

Tonhalle Zürich, Freitag, 13. November 2009, 20 Uhr
Preiskategorien: Fr. 135.-/125.-/115.-/75.-/45.-/25.-
KKL Luzern, Samstag, 14. November 2009, 19.30 Uhr
Preiskategorien: Fr. 135.-/125.-/115.-/95.-/65.-/45.-



Stringfever – Die aussergewöhnliche Konzertshow

Stringfever mit den vier Broadbents, Giles, Ralph, Neal und Graham, garantiert eine aussergewöhnliche Konzertshow! Mit ihren elektrischen Instrumenten und der vokalen Perkussion von Neal spielen die vier Briten auf unvergleichliche Art.

Die Instrumente wurden ihnen bereits in die Wiege gelegt. Seitdem steht die Musik im Zentrum ihres Schaffens. Das ausserordentliche Können, die Virtuosität, die Spielfreude, der Charme und der feine britische Humor machen Stringfever zum rund um den Globus bejubelten Poweract.

In ihrem fesselnden Programm löst ein Highlight das andere ab. Den «Bolero» von Maurice Ravel spielen sie zu viert auf einem Cello, ihr Medley mit zwanzig bekannten Filmmelodien lädt zum Mitraten ein, die «History of Music», welche vierzig bekannte Werke in einer mitreissenden Fünf-Minuten-Fassung vereint, löst Begeisterungstürme aus. Schlichtweg ein musikalischer Geniestreich mit unschlagbarem Unterhaltungswert!

Kongresshaus Zürich, Freitag, 4. Dezember 2009, 20 Uhr
Preiskategorien: Fr. 95.-/85.-/75.-/45.-/25.-



Furbaz Nadal

Vor 25 Jahren sangen die Furbaz zum ersten Mal vor Publikum in Graubünden. Sie eroberten mit ihrer Musik innerhalb kürzester Zeit die Herzen unzähliger Menschen im In- und Ausland, vertraten die Schweiz am internationalen Song Contest, gewannen den grossen Prix Walo und erhielten für ihre Weihnachtsmusik eine goldene Schallplatte. Heute zählt die legendäre rätoromanische Gesangsgruppe Furbaz zu den bedeutendsten Acts in der Schweizer Musikszene. Über 60'000 Zuschauer haben bisher eines ihrer Konzerte besucht – auch die grössten und schönsten Säle der Schweiz waren seit ihrem Comeback bis auf den letzten Platz ausverkauft. Zum Jubiläum präsentieren die Furbaz die schönsten Weihnachtslieder der Welt! Marie Louise Werth, Giusep Quinter, Ghioni Defuns und Ursin Defuns melden sich mit ihren bekannten Werten zurück.

KKL Luzern, Sonntag, 6. Dezember 2009, 17 Uhr
Preiskategorien: Fr. 90.-/80.-/70.-/60.-/50.-/40.-
Kursaal Bern, Arena, Samstag, 19. Dezember 2009, 19.30 Uhr
Preiskategorien: Fr. 65.-/55.-/45.-/35.-/25.-

Bestellen Sie Ihre Tickets noch heute direkt bei Obrasso Classic Events, Postfach 2637, 6002 Luzern, Tickethotline 041 318 00 55, E-Mail: info@classic-events.ch. Vergessen Sie nicht, Ihre Abo-Nummer anzugeben, um vom Weltwoche-Rabatt zu profitieren.

Alle Informationen zu diesen Konzerten und weitere attraktive Angebote finden Sie zudem auf www.weltwoche.ch/platinclub

Alle Macht dem freien Wettbewerb

Von Pierre Bessard — Eine falsch verstandene Politik kontrolliert und überwacht zunehmend die Wirtschaft. Dabei sollte sie eine Ausweitung der Wirtschaftsfreiheit zum Ziel haben.



Zunehmende Kriminalisierung: Weko-Direktor Rafael Corazza und -Präsident Walter Stoffel.

Die Wettbewerbskommission stellt sich gerne, unter Applaus weiter Teile der Medien, als Hüterin des Wettbewerbs dar. Die Rufe nach einer «Verstärkung» der Kommission, einer «Aufstockung der Mittel» oder einem «griffigeren» Gesetz sind im Parlament sowie im Volkswirtschaftsdepartement gang und gäbe.

Auf den ersten Blick scheint tatsächlich kaum eine ordnungspolitische Aufgabe wichtiger als die Wettbewerbspolitik für das Funktionieren einer Marktwirtschaft. Doch die zunehmende Kriminalisierung einzelner wirtschaftlicher Tätigkeiten, die durch Hausdurchsuchungen, hohe Bussen «mit präventivem Charakter» und Denunziationsprämien gekennzeichnet ist, wirft die Frage auf, wie fundiert die staatliche Kontrolle des Wettbewerbs tatsächlich ist.

Es drängt sich der Verdacht auf, dass wir es auch in der Wettbewerbspolitik mit einer behördlichen Anmassung zu tun haben (deren Folgen eine beträchtliche Einnahmequelle für den Staat bedeuten). Wie kann eine Kommission anhand einer «Untersuchung» zu jedem Zeitpunkt abschliessend beurteilen, was der «richtige» Wettbewerb auf einem bestimmten Markt in den unterschiedlichsten Branchen ist?

In der Praxis impliziert Wettbewerb lediglich Handlungsfreiheit. Er findet dynamisch

statt, indem ein Akteur eine Idee umsetzt, die die Konsumenten überzeugt und die Prüfung durch den Markt besteht.

In einer offenen Weltwirtschaft stösst die Wettbewerbspolitik ohnehin schnell auf willkürliche Hürden. Die Wettbewerbsbehörde muss einen Markt stets so eng definieren, dass sie einen Eingriff rechtfertigen kann. Wenn aber beispielsweise ein Markt durch eine Fusion plötzlich von einem einzelnen Anbieter beherrscht wird, die Konsumenten aber weiterhin Ausweichmöglichkeiten auf andere Substitutionsgüter haben, existiert das behördlich verfolgte Problem aus Konsumentensicht gar nicht. Erhöht der Produzent seine Preise, werden die Konsumenten entweder auf andere Produkte ausweichen, oder aber neue Produzenten werden von den so entstandenen Gewinnmöglichkeiten angezogen und beleben das Geschäft.

Das Modell, das es nicht gibt

Die Wettbewerbspolitik geht also von einem Modell des Wettbewerbs aus, das so nirgends existiert, nämlich einem Wettbewerb zwischen zahlreichen Firmen, die alle das Gleiche auf die gleiche Weise produzieren. In Wahrheit bedeutet Wettbewerb das Gegenteil: Jeder Anbieter versucht, besser, billiger oder irgendwie anders zu sein, um im Markt zu bestehen.

Wettbewerb auf einem freien Markt schliesst also auch alle bestehenden Substitutionsprodukte sowie all die Produkte und Produktionsprozesse mit ein, die heute noch gar nicht bekannt sind. Solange Marktzutritt und Innovation nicht gesetzlich verboten oder erschwert werden, wie es im Falle staatlicher Monopole und Anbieter leider der Fall ist, kann also die Qualität des Wettbewerbs auf einem Markt nie abschliessend beurteilt werden.

Staatlich geschützte Kartelle

Preisabsprachen, die in der Öffentlichkeit einen besonders schlechten Ruf haben, bleiben vor diesem Hintergrund in der Realität oft wirkungslos. Kartelle werden grundsätzlich von innen bedroht, indem jeder Produzent durch erhöhte Preise einen Anreiz erhält, seinen Marktanteil zu maximieren. Dies gelingt aber nur, indem Preise reduziert werden. Vor allem aber werden neue Anbieter durch höhere Preise angezogen. Problematisch sind daher Kartelle vor allem dann, wenn bestehende Anbieter durch staatliche Privilegien, wie etwa Lizenzen oder administrierte Preise, geschützt und die Eintrittshürden so künstlich erhöht werden.

Wird Wettbewerb also korrekterweise als dynamisches, unternehmerisches Entdeckungsverfahren verstanden, so kann Wettbewerbspolitik nur eine Ausweitung der Wirtschaftsfreiheit zum Ziel haben, nie eine Kontrolle und Überwachung der Wirtschaft. Unsere zunehmend interventionistische Wettbewerbspolitik beeinträchtigt dagegen inzwischen zunehmend auch solche Lösungen, die für Konsumenten vorteilhaft wirken.

Eine einmal etablierte Wettbewerbsbehörde muss aber selbstverständlich immer wieder «Wettbewerbsmängel» diagnostizieren, um ihr Budget zu rechtfertigen. Hier ist Vorsicht geboten. Die Wettbewerbspolitik schützt aufgrund ihrer statischen Perspektive immer wieder einzelne Wettbewerber statt des Wettbewerbs an sich.

Wettbewerbspolitik sollte sich daher idealerweise auf die Garantie eines unparteiischen Rechtsstaats beschränken und auf steuernde Interventionen gänzlich verzichten. Die Wahlfreiheit der Konsumenten hängt zum Glück nicht von einer zwölfköpfigen Behörde ab, die sich gelegentlich in Bundesbern trifft. Es ist die unendliche Vielfalt und Dynamik freier Konsumenten- und Investitionsentscheidungen, die dem Markt seinen segensreichen Ordnungsrahmen gibt.



Pierre Bessard
ist Direktor des Liberalen Instituts
in Zürich.

Frohbotschaft von Ruth Dreifuss

Von Christoph Mörgeli

Während die am Gesundheitswesen gescheiterte amerikanische Sozialdemokratin Hillary Clinton in der Schweiz Schlagzeilen lieferte, sorgte die am Gesundheitswesen gescheiterte Schweizer Sozialdemokratin Ruth Dreifuss in Amerika für Furore. In der *Los Angeles Times* schrieb die frühere SP-Bundesrätin einen Artikel mit dem Titel: «Wie die Schweiz ihr Gesundheitswesen reformierte». Untertitel: «Die Änderungen waren ähnlich wie diejenigen in den USA».

Ruth Dreifuss wundert sich: Wieso befürchten die optimistischen Amerikaner bloss, eine sozialdemokratische Gesundheitsreform nicht bezahlen zu können? Haben die ignoranten US-Bürger wirklich keine Ahnung von der Erfolgsstory unseres Krankenversicherungsgesetzes? Originalton der Ex-Innenministerin zu ihrem KVG: «Es garantiert einen universellen Krankenversicherungsschutz und berechtigt folglich alle Einwohner, von einer medizinischen Betreuung hoher Qualität zu profitieren.»

Im Originalton war Dreifuss seit je am köstlichsten. 1994 orakelte sie kurz vor der Volksabstimmung: «Wir schätzen, dass dank des revidierten KVG Einsparungen zwischen zehn und zwölf Prozent möglich sind» (*Luzerner Neuste Nachrichten*). Nachdem die sparsamen Schweizer den KVG-Sparvisionen unserer Sparministerin zugestimmt hatten, meinte Frau Dreifuss 1996 zu den Kosten: «Ich rechne damit, dass der Anstieg ab 1998 und 1999 gebremst wird» (*Tages-Anzeiger*). Als das Gegenteil eingetroffen war, sagte sie 1998 tapfer: «Die Kostenentwicklung flacht ab von Jahr zu Jahr» (*Blick*). Und 1999: «Unsere Massnahmen zur Kostendämpfung greifen jedes Jahr besser» (*Blick*).

Als gar keine Massnahmen griffen, verkündete Dreifuss 2001: «Gemäss unseren Berechnungen werden die Kosten im nächsten Jahr um rund fünf Prozent wachsen» (*Berner Zeitung*). Als die Kosten 2002 leider um rund zehn Prozent wuchsen, kommentierte sie: «Es bleibt, dass wir effizientere Instrumente zur Kostendämpfung entwickeln müssen» (*NZZ*). Seit Einführung des Krankenversicherungsgesetzes sind die Prämien um siebzig Prozent angestiegen. Bald jeder zweite Versicherte erhält staatliche Verbilligungen. Das erfahren die Leser der *Los Angeles Times* von Frau Dreifuss allerdings nicht. Dafür diese Frohbotschaft: «Niemand in der Schweiz hinterfragt die Notwendigkeit eines allgemeinen Versicherungsschutzes.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Katholische Kopftücher weg

Von Peter Bodenmann — Jagd auf Sündenböcke: 1970 traumatisierte Schwarzenbach die Italiener. 2009 traumatisiert die SVP die Muslime.



Ausgelagerte Dienstleistung: Nonnen mit Kopftüchern.

Es gibt immer weniger Nonnen in der Schweiz. Immer weniger dieser verbleibenden Nonnen tragen noch ein Kopftuch. Klöster lagern ihre Sitze und Dienstleistungen zunehmend nach Afrika oder Indien aus.

Die islamische Welt hat – trotz aller Vielfältigkeit ihrer Ausprägungen – noch etwas Rückstand auf diese zivilisierende Marschtabelle. Immerhin ist die grosse Mehrheit der Muslime in der Schweiz auf dem Weg zu einem funktionalen Umgang mit ihrer Religion.

Verglichen etwa mit fanatisierten amerikanischen Christen sind Schweizer Muslime schon so etwas wie praktizierende Krypto-Agnostiker. Die Religion liefert ihnen nur mehr die bequemen familiären Blaupausen für Geburt, Beschneidung, Heirat und Tod.

In der Schweiz steigt der Druck auf Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen an. Bei vielen von ihnen sinken die realen Einkommen seit Jahr und Tag. Die zu hohen Mieten steigen weiter an. Die explodierenden Krankenkassenprämien spiegeln sich nicht im Teuerungsindex. Die Hochpreisinsel Schweiz schadet jenen am meisten, die einen grossen Teil ihres Einkommens konsumieren müssen.

Keine Partei fordert günstiges Bauland dank neu eingezonten und verdichteten Bauzonen mit begrünten Plus-Energie-Bauten. Dieses Prinzip funktioniert nur für die Reichen, funktioniert nur für den Baulöwen Sawiris im alpinen Andermatt.

Keine Partei verlangt, dass die bisherigen Spitäler schrittweise geschlossen werden, um vierzig neuen öffentlichen Spitalern der nächsten Generation mit je 500 Einzelzimmern Platz zu machen. Obwohl man so nachweislich die Kosten massiv senken und die Qualität der medizinischen Versorgung nicht minder massiv erhöhen kann.

Keine Partei hat sich das Schleifen der Hochpreisinsel auf ihre Fahnen geschrieben. Eigentlich müssten die Preise importierter Waren in der Rezession und wegen des härteren Frankens sinken. Tun sie nicht, weil der Konsumentenschutz in der Schweiz so vital ist wie ägyptische Mumien.

Weil dem so ist, löst ein läppisches Minarett-Plakat eine Welle der Fremdenfeindlichkeit aus. Schuld sind – wie schon zu Beginn der siebziger Jahre – wieder einmal die Einwanderer. Damals hetzte Schwarzenbach, heute ist es die SVP.

Damals wurde eine ganze Generation von italienischen, spanischen und portugiesischen Einwanderern traumatisiert. Heute droht den Menschen aus dem Kosovo, aus Mazedonien und der Türkei die gleiche Erniedrigung.

Warum in aller Welt melden sich die Secondos nicht zu Wort, welche die Geschichte ihrer Eltern nur zu gut kennen?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Gratulation, Herr Experte

Von Kurt W. Zimmermann — Alle reden von Toleranz gegenüber dem Islam. Warum redet keiner von Pressefreiheit im Islam?

Ein hübschen Höhepunkt erreichte die Debatte um die Minarettplakate, als sich auch Riz Khan dazu äussern durfte. Der im Jemen geborene Khan, früher bei BBC, hat eine Talkshow auf Al-Dschasira, dem arabischen TV-Sender aus Katar.

Khan äusserte sich in der Zeitung *Sonntag*. Khan machte sich grosse Sorgen um die Meinungsfreiheit und fand das Minarettplakat «rassistisch». Noch so gern und ebenso unkritisch zitierten dann auch weitere Schweizer Blätter die rassistischen Einsichten von Khan.

Medienkenner hingegen erinnerten sich gut an Riz Khan. Im Jahre 2006 hatte er einen bemerkenswerten Auftritt auf CNN. Interviewer Frank Sesno fragte ihn, ob er die Hamas für eine terroristische Organisation halte. «Es ist nicht an mir, zu urteilen», sagte Khan. Als Nächstes fragte ihn der CNN-Interviewer, ob er die Hisbollah für eine terroristische Organisation halte. «Es ist nicht an mir, zu urteilen», sagte Khan.

Es war aber sehr wohl an Khan, zu urteilen, wie Abstimmungsplakate in der Schweiz auszu sehen haben. So weit ist es gekommen. Verharmloser von Hamas und Hisbollah, neben al-Qaida die übelsten Terrortruppen der Welt, beurteilen via Medien unsere Politik auf ihren ethischen Gehalt.

Damit wir uns richtig verstehen. Das ist keine moralische Aussage. Es ist eine Aussage darüber, wie Medien die Wirklichkeit wahrnehmen.

Journalisten betrachten die Welt aus der Froschperspektive. Das ist eine Stärke, wenn es darum geht, den nächstliegenden Skandal auszugraben. Es ist eine Schwäche, wenn es darum geht, übergeordnete Zusammenhänge darzustellen. Der nächstliegende Bonus-Skandal ist darum stets unendlich wichtiger als die übergeordnete Debatte ums Finanzsystem. Der nächstliegende Plakat-Skandal ist darum stets unendlich wichtiger als die übergeordnete Debatte um öffentliche Meinungsfreiheit.

Es ist deshalb in den letzten Wochen kaum ein Journalist aufgestanden und hat die Sachlage weniger skandalisierend und mehr analysierend angegangen. Dann wäre der Befund eindeutig gewesen: Wenn es auf dieser Welt einen Todfeind der Meinungsfreiheit gibt, dann ist das der Islam.

Die wichtigste Ausprägung der Meinungsfreiheit ist die Pressefreiheit. Die Rangliste der Pressefreiheit wird jedes Jahr von der Organisation «Reporter ohne Grenzen» erstellt. Auf



Klare Urteile: Al-Dschasira-Moderator Khan.

den hintersten Plätzen der untersuchten 173 Länder liegen gehäuft islamische Länder wie Iran, Palästina, Saudi-Arabien, Libyen, Syrien, Irak, Afghanistan, Jemen, Somalia und Pakistan. (Die Schweiz, übrigens, ist auf Rang 7.)

«Reporter ohne Grenzen» hat auch eine Liste der vierzig grössten Gegner der Pressefreiheit erstellt. An der Spitze stehen die Taliban.

Im Jahre 2009 wurden bisher 33 Journalisten umgebracht. 19 davon kamen in islamischen Ländern zu Tode. Iranische Journalisten, aber auch Vertreter von ausländischen Medien wie *Newsweek* werden im Evin-Gefängnis in Teheran gefoltert. In Afghanistan, Pakistan und Somalia sind Entführung und willkürliche Festnahmen von Medienvertretern an der Tagesordnung. Syrien verhaftet Internetnutzer und erst recht jeden Blogger.

Eine nette Idee steuerte auch Saudi-Arabien bei. Als ein Journalist während einer TV-Show das Staatsdefizit kritisierte, verbot das Regime umgehend alle Live-Sendungen. Es gibt nur noch Aufzeichnungen.

Damit wären wir zurück bei Freund Riz Khan vom TV-Sender Al-Dschasira. Katar, wo er arbeitet, liegt bei der Pressefreiheit auf Rang 74, gleichauf mit Sambia. Der Jemen, wo Khan herkommt, liegt auf Rang 155, gleich vor Afghanistan.

Wir gratulieren Ihnen zum Fortschritt, Herr Experte.

«Milchige Männer» aus der Schweiz

Von Peter Keller

Der Krampf mit den Geschlechtern hält an. Vor ein paar Monaten liess uns ein Luzerner SVP-Politiker wissen, dass er liebend gerne auf die «zahlreichen linken und ungepflegten Frauen» in der Schweiz verzichten würde. Schliesslich musste die Schweiz allerdings auf den Politiker René Kuhn verzichten. Er hat inzwischen sämtliche Ämter niedergelegt.

Kuhns Auslassungen über «verfilzte Weiber», die sich hierzulande tatsächlich ohne Stöckelschuhe an die Öffentlichkeit wagen, sorgten für tagelange Aufregung und eine Titelgeschichte in der *Weltwoche* (an der ich selber beteiligt war, um allfällige Interessenkonflikte offen zu legen). Das Blatt bürstete dabei, wenn man so will, gegen den verfilzten Strich und lobte die Schweizer Frauen für ihre natürliche und dezent markierte Schönheit. Falls die Hommage eine Entkrampfung an der Geschlechterfront einleiten wollte, kann man sie getrost als gescheitert betrachten.

Eine Umfrage über die Attraktivität europäischer Männer kommt nämlich einem Fiasco für Urs, Hans-Peter, Reto und Co. gleich. Gerade einmal 5,4 Prozent der Europäerinnen finden Schweizer Männer anziehend. Auch die Schweizerinnen schielen lieber über die Grenze, und sie könnten in ihren Präferenzen unterschiedlicher nicht sein: Entweder blond, gross und muskulös soll er sein (20 Prozent wählten die Schweden zu den attraktivsten Männern Europas) oder dunkelhaarig, glutäugig und braungebrannt (16 Prozent stimmten für die Türken, die damit auf dem zweiten Platz landeten).

Umfragen und Statistiken mögen interessant sein. Noch interessanter ist es, sie zu lesen und zu interpretieren. In Europa leben rund 350 Millionen Frauen. 5,4 Prozent davon kürten uns Eidgenossen zu den schönsten Europäern – in absoluten Zahlen: 18,9 Millionen Frauen werden bei Schweizer Männern schwach. Alles in allem eine hübsche Auswahl.

Warum aber gelten Schweizer Männer im Vergleich als unattraktiv? Paartherapeut Klaus Heer glaubt, Frauen stünden eher auf Männer mit dicken schwarzen Augenbrauen und einem geheimnisvollen Blick «als auf verschwommene, milchige und rundliche Typen, die wir Schweizer Männer halt häufig sind». Das ist keine nette Erklärung. Aber sie zeigt, dass auf die Kuhschweizer-Männer wenigstens Verlass ist. Auch in der Selbstanalyse.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Leserbriefe

«Nach dem Verständnis des Korans ist der Islam nicht einfach eine Religion, sondern vor allem eine Staatsform.» *Wigand Beetschen*

Berlin-Kreuzberg als Abschreckung

Nr. 42 – «Mekka Schweiz»; Roger Köppel, Andreas Kunz, Philipp Gut et al. über die stille Islamisierung

Endlich eine Zeitschrift, die nicht nur über das SVP-Plakat palavert, sondern uns vielmehr über die Hintergründe der Plakataussage informiert. Warum gerät die leiseste Kritik am Islam den meisten Politikern und auch Kirchenvertretern in den falschen Hals? Dabei ist doch alles so einfach: Nach dem Verständnis des Korans ist der Islam nicht einfach eine Religion unter Religionen, sondern eine Staatsform mit eigenen Gesetzen. Ein Blick über die Grenzen unseres Landes genügt, um solche Entwicklungen und Tendenzen eines islamischen Parallelstaates auszumachen. Wenn wir kein Gegensteuer geben, kann es passieren, dass wir uns in solche Situationen hineinmanövrieren. Berlin-Kreuzberg könnte uns als abschreckendes Beispiel dienen. Ein Austausch unseres Staatssystems gegen einen islamischen Gottesstaat wäre ein Schritt zurück ins Mittelalter.

Wigand Beetschen, Muttenz

Minarette sind Machtsymbole, die Muslime in der Schweiz nicht brauchen, um ihre Religion auszuüben. Auch müssen sich gut integrierte, gläubige Muslime nicht über das Abstimmungsplakat aufregen, denn es hat seine Berechtigung, will es doch auf die Gefahren aufmerksam machen, die von fanatischen Muslimen ausgehen. Deren grauenvolles Wirken melden uns die Medien tagtäglich: Gewalt gegen Frauen, Beschneidungen von Mädchen, Terroranschläge und Kriege im Namen Allahs. Christen werden in muslimischen Ländern verfolgt und können nicht einmal im Untergrund ihre Religion ausüben. Im Fastenmonat Ramadan gilt selbst für Touristen striktes Ess- und Trinkverbot, ansonsten muss mit einer Verhaftung gerechnet werden. Sobald in muslimischen Ländern über den Bau von Kirchtürmen gesprochen wird, nehmen wir das Thema Minarettbau wieder auf. *Sabina Geissbühler-Strupler, SVP-Grossrätin, Herrenschwanden*

Ein Kompliment für die klaren Worte von *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel. Die muslimischen Mitbürger täten gut daran, einmal ihre Rolle in dem ganzen Geschehen zu überdenken. Ich glaube, mit Toleranz, Offenheit und Aufeinanderzugehen, ist da nicht viel los. Wagt man es, offen etwas in deren Augen Negatives zu äussern ist man sofort dem Vorwurf des Rassismus ausgesetzt. Ich denke hier auch an die Diskussionen rund um die Äusse-



«Werden Sie Steuerexperte. Der Rest kommt von alleine. Fast.»

Stephan Kuhn, dipl. Steuerexperte,
Area Managing Partner Tax, Ernst & Young, Zürich

Stephan Kuhn geb. 1957 | lic. oec. HSG | 1988 dipl. Steuerexperte | 1996 Leiter Transaction Advisory Services bei Andersen | 2000 Leitung der Steuerabteilung Schweiz bei Andersen und ab 2002 bei Ernst & Young | 2005 Leiter Central European Area (21 kontinentaleuropäische Länder) | 2008 Leiter Europe, Middle East, India & Africa (87 Länder in 3 Kontinenten) | Lehrbeauftragter für Steuerrecht an der HSG | VR der Educaris AG, Gesellschaft zur Aus- und Weiterbildung der Wirtschaftsprüfer und Steuerexperten | ist verheiratet und Vater einer Tochter und eines Sohns |

Steuerberatung: Wo Karrieren ihren Anfang nehmen. www.treuhand-kammer.ch

rungen von Thilo Sarrazin in Deutschland. Wie Herr Köppel richtig bemerkt, sollten die Muslime hier im Westen sich uns anpassen oder in ihren Herkunftsländern bleiben und dort Veränderungen anstreben. Es kann doch nicht sein, dass man sein Vaterland verlässt, um anderswo sein Glück zu suchen, und dennoch auf denselben althergebrachten Sitten und Gebräuchen beharrt. *Charlotte Knecht, Binz*

Die Schweiz besteht hauptsächlich aus einer christlichen Kultur, in der man für andere Religionen offen ist. Bis anhin konnte man diese Religionen auch frei ausüben, ohne dass jemand etwas dagegen hatte. Nun wird betreffend dieses «Minarett-Plakat-Verbot» alles so negativ gesehen. Wir leben doch in der Schweiz und sollten unsere Kultur hochhalten. Anderen Kulturen zu dienen, nur um der ganzen Welt zu zeigen, wie multikulturell wir sind, ist heuchlerisch. *Marlies Artho, Schmerikon*

Roger Köppel schreibt, dass die Minarett-Initiative ein Segen sei; endlich würden entscheidende Fragen diskutiert. Es passiert aber genau das Gegenteil. Die nötige Diskussion wird gerade durch das Plakat in die falsche Richtung gelenkt; die SVP versucht wie gewohnt mit Vereinfachungen Stimmung zu machen. Der Zweck heiligt offenbar die Mittel. Die Minarett-Initiative ist eher als Totengräber denn als Retter unterwegs. *Josef Bucher, Eschenbach*

Alle sehen alt aus

Nr. 39 – «Missbrauch gibt es nicht»; Alex Baur über den Zürcher Sozialhilfeprozess

Im Zürcher Sozialhilfeprozess ist die stockersche Miss- und Günstlingswirtschaft nun auch gerichtlich bestätigt worden. Zur Veredelung der misslichen Zustände trug entscheidend auch das vom Stadtrat in Auftrag gegebene «Gutachten» der aus lauter stadträtlichen Spezis bestehenden Kommission Arbenz bei, die Stocker einen Gefälligkeits-Persilschein ausgestellt hatte. Dann, allen voran, alt Stadtpräsident Elmar Ledergerber, der sich zu üblen Ausfälligkeiten gegenüber den beiden Whistleblowerinnen in der anschliessenden Pressekonferenz hatte hinreissen lassen. Er hätte besser auf seine Tochter Zora gehört, die mit ihrer Dissertation über Whistleblowing den beiden Stauffacherinnen jene Satisfaktion bereits verschafft hatte, die der Vater, dem die Dissertation gewidmet ist, negierte. Stockers Nachfolger Martin Waser hat dem Schreibenden das Gehör verweigert, trotz Intervention eines prominenten Alt-Stadtratskollegen und von Stadträtin Kathrin Martelli. Stadtrat Andres Türler drohte gar mit Konsequenzen in seiner Eigenschaft als alt Staatsanwalt. Inzwischen dürften alle neune alt aussehen. *Hans Scharpf, Zürich*

Stimmbürger weichklopfen

Nr. 42 – «Die treuesten Freunde der EU»;
Markus Somm zum Aussenpolitischen Bericht

Bundesrätin Calmy-Rey ist nicht in der Lage, den Text des Lissaboner Vertrages vorzulegen. Hans-Rudolf Merz kann nicht aufzeigen, was ein EU-Beitritt für die Schweiz finanziell bedeuten würde. Bekanntlich wurde der EWR vom Volk abgelehnt, weil der Bundesrat hinter dessen Rücken sein EU-Beitritts-gesuch stellte. Seither leben Dutzende von europhilen Beamten von unseren Steuergeldern und warten, bis die Stimmbürger weichgeklopft sind. Immer, wenn ein Land durch eine schlechte Regierung in den Sumpf gerissen wird, ruft das Volk die EU zu Hilfe, wie das kürzlich in Irland und Island geschah. Grossbritannien wird bald von David Cameron regiert werden. Er wird aus der EU austreten, was im Maastricht-Vertrag noch möglich war; das einzig Positive auf 227 Seiten. *Heinrich J. Schmid, Dornach*

Tägliche Beleidigung Allahs

Nr. 42 – «Der Koran: eine heikle Sache»;
Tobias Wittling über das heilige Buch

Im Koran, Sure 2, Vers 118, steht, wenn Allah etwas will, so denkt er nur, es sei, und schon geschieht es. Allah ist unendlich, allgegenwärtig und allmächtig. In seiner Allmacht braucht

er keine irdischen Krieger. Allah zu unterstellen, er sei derart klein und machtlos, dass er die Hilfe von Terroristen und Fanatikern benötige, um etwas zu bewirken, ist eine tagtägliche Beleidigung Allahs. *Erich von Däniken, Interlaken*

Zur Bibel und ihrer Bedeutung für Christen: Auf dem ersten allgemeinen Konzil der Kirche in Jerusalem beschloss man, dass jüdische Bestimmungen keine Bedeutung mehr haben. Damit war zum Beispiel die Beschneidung für Neuchristen nicht mehr nötig, aber damit wird auch das Alte Testament zu einer Art Familienalbum ohne grössere Bedeutung. Die oft erwähnten blutigen Stellen sind also für Christen irrelevant. Im Neuen Testament finden sich solche Stellen nicht. *Laurenz Hüsler, Egg*

Balance zwischen Markt und Staat

Nr. 42 – «Die neue Normalität»;
Silvio Borner über die Krisenbewältigung der Schweiz

Das christlichdemokratische Credo der «sozialen Marktwirtschaft» entspricht der Balance zwischen einem freien Markt und den sozialen Leistungen des Staates. Dieses Prinzip entstammt der Feder des CDU-Politikers Ludwig Erhard. Vielleicht erkennt nun auch der Fettschist des «freien Markts», Silvio Borner, dass das Korrektiv staatlicher Einflussnahme unabdingbar ist. *Otto Wertli, mag. oec. HSG, Aarau*

Korrigendum

In der letzten Ausgabe erschien in der Rubrik «Hochzeit» ein falsches Bild. Bei den Abgebildeten handelte es sich nicht um Jessica Borner und Giuseppe Di Leonardo (Bild unten), sondern um Radka Haase und Ronnie Straub, die wir diese Woche vorstellen (S. 74). Wir entschuldigen uns bei den Betroffenen für diese ärgerliche Verwechslung. *Die Redaktion*



Frisch verheiratet: Ehepaar Borner und Di Leonardo mit Tochter.

UNSERE NUTZFAHRZEUGE HELFEN, IHRE ZUKUNFT AUFZUBAUEN.

50



Unsere Nutzfahrzeuge nützen sogar Ihrem Portemonnaie. Denn die modernste und erfolgreichste Nutzfahrzeug-Range der Schweiz bietet nicht nur viele Serviceleistungen, sondern auch sensationelle Preise. Selbstverständlich professionell und mit bis zu 3 Jahren Garantie. Kurz: Sie fahren ausserordentlich gut, wenn Sie gleich mal bei Ihrem Professional Partner vorbei schauen.

www.fiatprofessional.ch

NUTZFAHRZEUGE SEIT JEHER.



PROFESSIONAL

Glück im Röstiland

Sie ist eine Legende, jetzt wird ihre Kochbibel neu aufgelegt: Marianne Kaltenbach hat eine gesamtschweizerische Küche überhaupt erst geschaffen. Was zeichnet diese aus?
Von Christian Seiler

Als ich Marianne Kaltenbach kennenlernte, um sie im Herbst 2005 für die *Weltwoche* zu porträtieren, trafen wir uns im Luzerner Restaurant «Galliker». Das «Galliker» ist eine Innerschweizer Institution, und das zu Recht. Selbst das grelle Mittagslicht wird durch die dicken Butzenscheiben dämmerig gefiltert, und beim Blick auf die Speisekarte verschwimmt die zeitliche Orientierung. 1948? 1984? 2009? Egal, Hauptsache, es ist Mittag und die Küche hat offen.



Frau Kaltenbach bestellte Kalbsleber mit Rösti. Als der Teller ankam, prüfte sie zuerst einmal die Elastizität des Fleisches, dann nahm sie die Kartoffeln in Augenschein. Als sie sich vergewissert hatte, dass die Rösti nach ihrem Geschmack war, kräftig angebraten, bis die Kruste die richtige Farbe angenommen hatte, knusprig, wie nur die Kartoffeln sind, die im richtigen Augenblick, bevor sie in den nächsten Aggregatzustand übergehen, vom Feuer genommen wurden, seufzte sie tief. Eine gelungene Rösti. Auf beiden Seiten gebraten. Was für ein Glück.

Herausforderung und Belohnung

Was für ein Glück: In Marianne Kaltenbach war der Schweiz beinahe zufällig eine Figur erwachsen, die das Kochen einerseits als eine täglich wiederkehrende Herausforderung begriff, gleichzeitig aber auch als tägliche Belohnung für die geleistete Arbeit. Kaltenbach hatte das Metier quasi durch die Küchentür betreten, indem sie ihrem Mann, dem Grafiker Fritz Kaltenbach, bei dessen Geschäften assistierte: Sie bewirtete seine Gäste und Kunden mit selbstverständlicher, sorgfältiger Gastfreundschaft.

Der Luzerner Verleger Emil Hartmann, der wiederholt in den Genuss von Mariannes kulinarischer Aufmerksamkeit gekommen war, hatte sie 1967 eingeladen, ein erstes Büchlein zu machen, es hiess «Pikantes Gebäck». Wir können uns also vorstellen, was dem Verleger

zum gekühlten Gigondas serviert worden war. Aber es zeigt vor allem: Als Marianne Kaltenbach die Bühne der kulinarischen Publizistik betrat, hatte sie noch die Schürze um.

Die Schweizer Küche ist keine reiche Küche. Sie ist weniger elegant und pur als die französische, weniger süss und verspielt als die österreichische, weniger herrschaftlich als die deutsche und ganz und gar nicht mediterran. Die Schweizer Küche spiegelt die agrarische Tradition des Landes und seine protestantische Entschlossenheit, selbst aus dem Geringsten etwas zu machen.

Produkte des Mangels

Viele Gerichte der Schweizer Küche sind Produkte des Mangels. Speziell in den Bergen kam, bevor die Versorgung mit allen Lebensmitteln zu jeder Jahreszeit selbstverständlich wurde, auf den Tisch, was gerade da – oder zu konservieren gewesen – war. Die Speisen sind schwer. Sie nähren den Arbeiter. Den Geschmack liefern sie sozusagen nebenbei.

Ein gutes Beispiel dafür ist das Aargauer Gericht «Schnitz und drunder». Dafür werden gedörrte Apfel- und Birnenspalten mit Speck und Kartoffeln zu einem nicht unaufwendigen, aber desto raffinierteren Eintopf verarbeitet: Das Dörrobst, das bereits am Vorabend eingeweicht wurde, wird in der Pfanne zuerst karamellisiert und mit Speck belegt. Dazu kommen die in Würfel geschnittenen Kartoffeln, die als oberste Schicht in die Pfanne gegeben, gesalzen und zugedeckt 45 Minuten geschmort werden, bis sie weich sind.

Selbstverständlich könnte man über die Kombination der Aromen und Texturen in «Schnitz und drunder» den Kopf schütteln wie über den slowenischen Bauern, der Bohnen mit Zwetschgenröster isst, oder unsere chinesischen Freunde, die ihr Hühnchen süss und sauer zugleich zubereiten. Dabei ist die Kombination nichts als den Umständen geschuldet.

«Das Sparen verstanden alle Schweizer seit Jahrhunderten», schreibt Marianne Kaltenbach. «In Bergkantonen kannte man nichts anderes, und man kam zurecht mit dem, was man hatte: Milchprodukte, Dörrobst, Kartoffeln und was es sonst noch an unverderblichen Nahrungsmitteln gab.»

Gleichzeitig listet sie akribisch auf, welche lokalen Ausprägungen das, was man hatte, annahm. Im Oberaargau werden Kartoffeln und



Fertigkeit am Herd: «Fasnechtchröpfli».



Lokale Ausprägungen: Spanferkel.



Was für ein Glück: Rösti.



Kulinarische Seelentrösterin der Nation: Köchin und Kochbuchautorin Kaltenbach (1921–2005).



Ganz und gar nicht mediterran: Älplermagronen.

Speck mit frischen Apfelschnitzen und einer Messerspitze Nelkenpulver kombiniert, im Luzernerland kommt zu Kartoffeln und frischen Birnen ein tüchtiger Klecks Sahne (und, wenn erhältlich, eine heisse Zungenwurst), im Kanton Uri wird der «Biräschtunggis» mit frischen Birnen, Kartoffeln und gebackenen Zwiebeln zubereitet.

Kochen nach Jahreszeiten

Das Buch «Aus Schweizer Küchen», das Marianne Kaltenbachs einzigartige Stellung unter den Kochbuchautorinnen des Landes zementieren sollte, erschien 1977 unter dem Titel «Ähti Schwizer Chuchi» im Berner Hallwag-Verlag. Das Buch war ein Meilenstein. Es konzentrierte die langjährigen Recherchen der Kaltenbach, die sie in ihrer Arbeit als Herausgeberin schmaler Rezeptbüchlein, aber auch als Teilhaberin der auf kulinarische Produkte spezialisierten Werbeagentur Culinas angestellt hatte, in einem einzigen, umfassenden Werk und ordnete die Rezepte aus allen Landesteilen neu – nicht nach Regionen, wie es bis dahin immer Usus gewesen war, sondern nach Jahreszeiten.

Indem sie die Küchen der Regionen sorgfältig zusammenfasste, konstituierte die Kaltenbach eine Gesamtschweizer Küche überhaupt erst. Mit der Ordnung ihres Buches nahm sie darüber hinaus einen Begriff vorweg, der gerade Konjunktur hat, über Jahrhunderte jedoch die einzig denkbare Art zu kochen dargestellt hatte: regionale, saisonale Küche.

Was kann der Käsekrapfen?

Wer das Buch aufschlug, fand sich sofort in einer zum Kochen anregenden Umgebung. Oktober: Die Quitten sind reif, also könnten wir Quittensuppe nach einem alten Zürcher Rezept kochen, Quittenkuchen, Quittengelee oder auch «Chüttenepäschti», Konfekt aus Quittenpaste. Im Oktober gibt es dann natürlich auch Wild: Wildgeschnetztes mit Eierschwämmen, Rehpfeffer, vielleicht auch Rehleber in Butter. Und so weiter.

Die Kaltenbach hatte historische Quellen studiert, uralte Kochbücher ausgewertet und Feldforschung betrieben. Wie stellen Wirtshäuser im Emmental eine «Chässchnitte» auf den Tisch im Vergleich zu einer aus Luzern? Was kann der Käsekrapfen aus dem Unterwallis, was der aus dem Lötschental nicht kann? Warum schmeckt die Pastete im Haushalt von



Die Chefs am Herd

Welches sind die interessantesten Schweizer Köche der Gegenwart? Ein kulinarisches Who's who. *Von Urs Heller*

Andreas Caminada, «Schauenstein» in Fürstenu GR, 19 Punkte



Wer bei Andreas Caminada auf Schloss Schauenstein tafeln will, muss sich Monate im Voraus um einen Tisch bewerben. Sein Geheimnis? «Mister Smart»,

ganz in Schwarz gehüllt, kombiniert, dekliniert, mit Köpfchen und aus dem Bauch heraus. Er will, dass seine Gäste staunen. Und entdeckt zunehmend regionale Produkte: Den müden «Turbot» etwa ersetzt er durch eine sanfte Forelle aus dem Val Lumnezia.

Tanja Grandits, «Stucki» in Basel, 17 Punkte



Die Frau wirkt zierlich und zurückhaltend, ist aber knallhart. So verpasste Tanja Grandits dem ehrwürdigen, aber etwas verstaubten «Stucki» einen neuen Look. Sie entliess

jeden, der nicht in ihr Konzept passte. Selbst ihr Mann René Graf musste weichen: Der frühere Spitzenkoch ist jetzt Maître, serviert im Saal Tanjas eigenwillige Küche. Der Stil? Ein Feuerwerk der Gewürze und Aromen. Mal sanft und verführerisch. Mal provozierend und verwirrend. Aber immer ausgezeichnet. Basel staunt.

Christian Kuchler, «Schupfen» in Diessenhofen TG, 14 Punkte



Vom Gault Millau gab's nach wenigen Monaten Auszeichnungen und Punkte, aber Christian Kuchler, der stattliche Kerl aus dem Thurgauischen, war

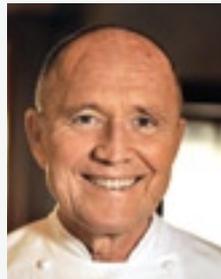
enttäuscht. «Vierzehn Punkte? Ich kann mehr!» Der 24-jährige hat Talent. Und strenge Lehrmeister: Vater Wolfgang, 18-Punkte-Chef aus Wigoltingen, und Alain Ducasse, Frankreichs Koch-Ikone. Dem schnappte er in Paris den Souschef weg.

Jan Leimbach, «Lenkerhof» in Lenk BE, 16 Punkte



Eine der schwierigsten Disziplinen? Kochen für viele! 130 Gäste stürmen jeden Abend im «Lenkerhof» in den Speisesaal. Meist gleichzeitig um halb acht Uhr und mit grossen Erwartungen. Jeder stellt sich aus dem Tagesangebot seinen Sechsgänger selber zusammen. Jan Leimbach und seine 27-köpfige Brigade bleiben (möglichst) cool, arbeiten variantenreich, marktfrisch, präzise. So isst man heute in trendigen Fünfsternehotels.

Horst Petermann, «Kunststuben» in Küsnacht ZH, 19 Punkte



Pünktlich zum Monatswechsel kommt der Scheck: Horst Petermann bezieht die AHV. Rentnerküche also? Das pure Gegenteil! Der Chef will nicht ermüden.

Treibt sich und seine Brigade in der Miniküche zu Höchstleistungen. Seine Klassiker: Hummer (auf Couscous). Loup de Mer (mit Fenchel). Tortellini (Ochsenschwanz, reichlich weisser Alba-Trüffel). Wichtigster Mann an seiner Seite: der gutgelaunte Tessiner Rico Zandonella, ein geheimnisvoller Gewürzmischer und raffinierter Patissier.

Philippe Rochat, «Restaurant de l'Hôtel de Ville», Crissier VD, 19 Punkte



Für viele ist er der beste Koch der Welt. Täglich treibt Fredy Girardets Ziehsohn 24 Leute zu Höchstleistungen. Anweisungen gibt es per Mikrofon, die Qualitätskontrolle am Pass ist unerbittlich. Rochat, Verächter alles Molekularen, will nur die besten Köche um sich. Und arbeitet nur mit den exklusivsten Produkten. Das ist dem durchtrainierten Patron jeden Preis wert. Seinen Gästen auch.

Basler Freunden ganz anders als jene von Bernern?

Marianne Kaltenbach war auf den zahllosen Veranstaltungen ihrer Agentur mit vielen, vielen Köchen und Köchinnen zusammengeskommen – diese bucht sie stets pauschal als «Hausfrauen» ab –, die ihr Rezepte, Geschichten und kulinarische Legenden überantworteten. Alles kam in den grossen Zettelkasten, wurde durchgesehen, redigiert, ausprobiert, in eine Ordnung gebracht – und zur «Schweizer Küche» zusammengefasst.

Erst dann, wenn überhaupt, stellte Marianne Kaltenbach Zusammenhänge her: Warum erinnert der Urner Eintopf so frappant an die Küche des Südens? Weil das auch als «Cazzuola» bekannte Gericht von italienischen Arbeitern importiert worden war, als diese Ende des 19. Jahrhunderts mithalfen, den Gotthardtunnel zu bauen.

Napoleon und die Berner Platte

Wieso türmen sich auf der Berner Platte Würste, Fleisch und Speck auf einem Teller voll Kraut und Gemüse? Weil das Essen angeblich im Franzosenkrieg zum ersten Mal bereitet worden sein soll, nachdem Napoleons Truppen in Bern einmarschiert waren. Die tapferen Soldaten wurden von ihren Frauen im «Kreuz» in Wohlen bewirtet, wobei jede das mitbrachte, was sie gerade in der Vorratskammer hatte, so dass am Ende ein grosses, buntes Essen für alle daraus wurde – und der Beginn einer bis heute dauernden Tradition.

Die Schweizer Küche wird, neben den kulinarischen Mikrokosmen der Bergtäler und Alpen mit ihren spezifischen Produkten, geprägt von drei Generaleinflüssen, der deutschen, der französischen und der norditalienischen Küche. Die kulinarischen Vorlieben korrespondieren weitgehend mit den Sprachgrenzen, der Röstigraben trägt schliesslich nicht von ungefähr seinen Namen. Östlich der Saane, so die Faustregel, gilt Rösti als Nationalgericht. Westlich davon sind die Antennen nach Frankreich gerichtet, oder man schmilzt Käse. Im Süden wiederum huldigt man der Polenta und dem Risotto.

Es versteht sich darüber hinaus von selbst, dass an den Ufern der grossen Seen Fische zubereitet werden und dass es, wo Vieh gezüchtet wird, dessen Fleisch zu essen gibt. Aussergewöhnlich an der Schweizer Küche ist, mit welcher Akribie viele Alltagsspeisen zubereitet





werden und welcher Einfallsreichtum dafür aufgewendet wird, einfachste kulinarische Grundmotive zu variieren.

In einem Kochbuch aus dem Jahr 1680 führt eine Anna Margaretha Gessner-Kitt noch scheinbar simpel, aber auch nicht ohne Raffinesse in das Zubereiten von Äpfeln ein: «Beschneid und zerschneid die Äpfel zu Brocken; wäsch sie, lass in einem Häfelin Butter heiss werden und thu die Äpfel darein, samt ein wenig Wein. Zimt und Zucker. Decks zu.»

Die Schweizer Küche machte daraus in bester föderalistischer Tradition unter anderem «Öpfel im Tschöpli», Apfelküchlein, Apfelauflauf, mit Apfelmus gefüllte Pfannkuchen, Apfelpfannkuchen, bei denen die Apfelschnitze in den Teig gemischt sind, die Thurgauer Apfeltorte, den Emmentaler Apfelkuchen, den feinen Basler Apfelkuchen. Feinste regionale Unterschiede werden dabei zu kulturellen Glaubensfragen, der Gebrauch von Rosinen oder Haselnüssen zum identitätsstiftenden Distinktionsmerkmal.

Gute Nase fürs Geschäft

Das Buch «Aus Schweizer Küchen» wurde zu einem gewaltigen Erfolg. Es machte die Kaltenbach zur nationalen Autorität. Sie wiederum, mit einer guten Nase für den Gegenstand und fürs Geschäft, nahm den Ball auf und fungierte viele Jahre lang als kulinarische Seelenrösterin der Nation. Sie gestaltete die Rezeptkärtchen in der Frauenzeitschrift *Annabelle*, brachte in schneller Folge neue Bücher heraus, Regionalkochbücher, aber auch Anleitungen zum abwechslungsreichen Kochen («Kreativ kochen») und Empfehlungen für moderne Technologien («Mikrowelle für Feinschmecker»). Mit dem Band «Aus Italiens Küchen» gelang ihr (gemeinsam mit Virginia Cerabolini) ein zweites Standardkochbuch, das sich sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland prächtig verkaufte.

Aber «Marianne», wie sie von vielen ihrer Leserinnen angesprochen wurde, entrückte nicht. In ihren Büchern fand sich stets der Hinweis, dass man, sollte irgendein unvorhergesehenes kulinarisches Problem auftauchen, selbstverständlich mit ihr persönlich Kontakt aufnehmen dürfe. Ihre Leserinnen machten davon ausführlichen Gebrauch. Im Tausch gegen handfeste Küchentricks spendeten sie der in Luzern lebenden Kaltenbach alte Familienkochbücher, lenkten ihre Aufmerksamkeit auf seltene Gerichte mit seltenen Zutaten und freuten sich, wenn Marianne diese Informa-

Köche

«Eine Tomate ist eine Tomate»

Andreas Caminada, Koch des Jahres, über Rösti-Variationen, Bratwurst-Espuma und die moderne Schweizer Küche.

Andreas Caminada, wie viele Variationen von Rösti können Sie spontan aus dem Ärmel schütteln?

Im Prinzip viele, aber in meinem Restaurant pflegen wir keine traditionelle Küche mit Capuns, Rösti und solchen Sachen. Wir kochen mit regionalen Produkten, die wir neuzeitlich zubereiten. Wenn ich Capuns koche, dann will ich sie so unverfälscht machen, wie meine Grossmutter das Gericht zubereitet hat.

Wie wäre es mit Bratwurstschaum?

Das wäre vielleicht mal etwas. Aber im Ernst: Wenn ich jemals für jemanden Bratwurst mit Rösti kochen sollte, würde ich es genauso machen, wie man es eben macht. Das hat mit Geschichte und Kultur zu tun, und das will ich nicht verändern.

Was ist denn Ihr Ansatz?

Ich versuche, einen eigenen Weg zu finden, ohne authentische Kulturgüter zu missbrauchen. Capuns mit Crevetten und Currysauce macht keinen Sinn.

Was ist denn «Schweizer Küche»?

Diese Schweizer Gerichte sind ja irgendwann entstanden und haben eine Geschichte. Aber heute kocht man anders, weniger schwer und die Rösti nicht mit einem halben Kilo Butter. Und wir haben immer mehr internationale Gäste, denen wir das Beste aus der Schweiz mit auf den Weg geben wollen. Wenn wir etwas neu interpretieren, heisst das nicht, ein Gericht zu zersetzen und wieder zusammenzustückeln, sondern neue Wege einzuschlagen.

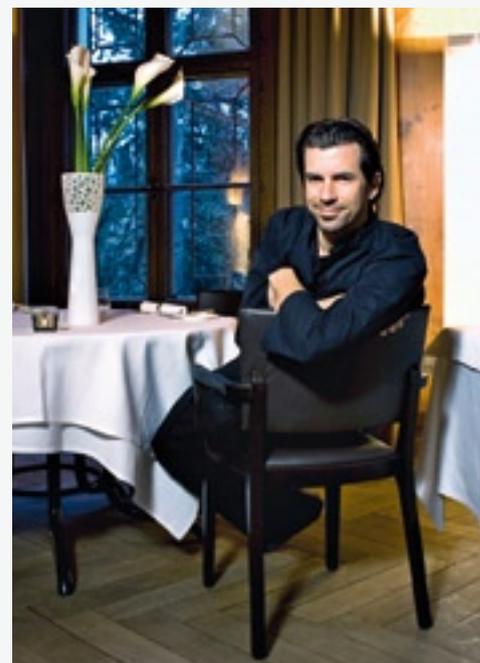
Tut man der Schweizer Küche unrecht, wenn man sie auf Polenta, Fondue und Rösti reduziert?

Unrecht tut man ihr nicht, aber man muss auch weitergehen. Die andern schlafen ja auch nicht. In Dänemark wird sehr modern gekocht, und trotzdem spürt man, woher die Gerichte kommen. Das sollten wir auch mehr machen.

Was ist das schweizerischste Gericht, das auf Ihrer Karte steht?

Wahrscheinlich das Bündner Lamm, indisch inspiriert. Oder die Forelle aus dem Oberland, die wir sehr einfach mit Gemüse vom Biobauern zubereiten. Wir nehmen Produkte aus der Region und versuchen, sie neuzeitlich zu interpretieren.

In fünfzig Jahren sieht man vielleicht Sie als Marianne Kaltenbach des 21. Jahrhunderts.



«Geschichte und Kultur»: Star-Koch Caminada.

Das wäre schön, ist aber mit sehr viel Arbeit verbunden. Ich müsste Zeit investieren, um alles zu überdenken. Im Moment habe ich vor allem ein Restaurant, und die Dinge entstehen nach und nach. Marianne Kaltenbach hat wahrscheinlich auch einfach aus Freude gekocht und irgendwann den Zuspruch des Publikums bekommen.

Vielen Leuten sagen irgendwelche Espumas und abgehobene Kombinationen nichts, sie wollen einfach ein ehrliches Stück Fleisch. Was sagen Sie denen?

Das ist absolut gerechtfertigt. Man muss aber differenzieren. In einem Toprestaurant wird der Koch immer etwas Modernes bringen. Wenn ich die Zürcher «Kronenhalle» besuche, dann will ich kein Molekular-Ei.

Aber die «Kronenhalle» bekommt keine 19 Punkte im «Gault Millau».

Das war auch nicht mein Ziel. Ich will, dass die Gäste toll finden, was sie bei uns essen. Natürlich räuchern wir auch mal etwas. Aber das hat man in Graubünden schon immer gemacht. Statt Salsiz nehmen wir halt einen Fisch. Ich suche den Weg zum Geschmack, eine Tomate ist eine Tomate, Sellerie ist Sellerie und fertig.

Andreas Caminada in Aktion: www.vzug.ch/lifestyle
Die Fragen stellte David Schnapp.

Flimmerndes Lagerfeuer

Kochen am Fernsehen boomt. Doch die Sehnsucht nach mütterlicher Fütterung bleibt. Von Peter Keller



Über den Polenta-Rand hinaus: «I Cucinatori» mit Christa Rigozzi (r.).

Show-Kochen am Fernsehen ist wie Sex im Internet: irgendwie unbefriedigend. Kein Zuschauer wird satt, wenn TV-Köche auf-tischen. Trotzdem brutzelt und dampft und köchelt es auf allen Kanälen. Die Quoten zeigen: Das Publikum liebt es, jemandem beim Kochen zuzuschauen. Auch das Schweizer Fernsehen ist auf den Geschmack gekommen: Alle zwei Wochen präsentiert Sven Epiney seine Koch- und Quizshow «Al dente» (mit 29,3% Einschaltquote). Letzten Freitag endete zudem die dritte Staffel der erfolgreichen «Landfrauenküche» (mit 38,5%).

Die beiden Formate könnten unterschiedlicher nicht sein. «Al dente» ist austauschbare Fernseh-Kost, die auf jedem anderen Sender laufen könnte: Zwei Profis kochen vor, zwei Laien messen ihr Können. Dazu mimt der ewig fröhliche Sven Epiney

den beflissenen Gastgeber. Er ist der Typ Moderator, der selbst einen Atomreaktorunfall gutgelaunt amoderieren würde.

«Landfrauenküche» bildet das Kontrastprogramm. Hier ist ehrliche Arbeit angesagt. Kein Firlefanz wird serviert, weder auf dem Teller noch von den Protagonistinnen. Sieben Landfrauen aus verschiedenen Regionen liefern sich, wie es im Begleittext heisst, ein «friedliches Kochduell». Statt in einem sterilen Studio empfangen die Bäuerinnen bei sich zu Hause. Auf den Tisch kommen lokale Spezialitäten und heimische Produkte. Die Frauen bewerten einander – und zwar so, wie sie kochen: schnörkellos. Wenn eine der Kandidatinnen getrennt von den anderen zum Menü befragt wird, kommt sie rasch auf den Punkt: Frische, Qualität, Zubereitung, fertig ist das Urteil.

Auch die Tessiner RSI lässt am Bildschirm kochen und setzt auf das klassische Konzept Mo-

derator mit Spitzenkoch. Das Duo bestreitet für eine Woche die Sendung, dann wechselt die Paarung. Christa Rigozzi, erfolgreichste Miss Schweiz ever, gehört zum Moderationsteam. Ihre Kochshow «I Cucinatori» blickt über den Polentarand hinaus: «Il Sud incontra il Nord: Cucina con le stelle», der Süden trifft auf den Norden. In diesem Fall der Sternekoch Ilario Vinciguerra aus dem südlichen Neapel auf den Tessiner Fernsehstar Christa Rigozzi. Sie verkörpert den Job glaubwürdiger als die üblichen Hungerhaken, die im Modelbusiness herumklappern. La Rigozzi traut man zu, dass sie einen Teller Pasta nicht nur anschaut.

Eine Portion Voyeurismus

Kochsendungen waren selten so populär wie heute, auch wenn schon früh erkannt wurde, dass sich die Fernsehküche bestens als bewegte Kochanleitung eignet. Zu den Urgesteinen der didaktischen Küche zählte eine Schweizerin, die ihr Wissen beim deutschen Südwestfunk (SWR) weitergab. Zusammen mit ihrem Kollegen Werner O. Feisst kochte die Tessin-Aussteigerin Kathrin Rüegg von 1982 bis 2006 «Was die Grossmutter noch wusste» – hergebrachte, einfache, natürliche Rezepte.

Längst haben Privatsender das Kochen am TV revolutioniert. Vox lässt täglich und interessanterweise zur Essenszeit fünf Kandidaten gegeneinander antreten. «Das perfekte Dinner» ist zwar meistens weit davon entfernt, perfekt zu sein, aber exakt diese Differenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit trägt zur Unterhaltung bei – und eine Portion Voyeurismus: Die Kamera schaut in die Pfanne, in die gute Stube und sogar in die Schubladen. Während der Hausherr den Hauptgang zubereitet, dürfen sich die Gäste hemmungslos in der Wohnung umsehen.

«Tim Mälzer kocht!», «Die Küchenchefs», «Kocharena», «Lafer! Lichter! Lecker!», «Kochduell», «Unter Volldampf», «Rach, der Restauranttester» – woher rührt dieser Boom von Kochsendungen? Der Familientisch von früher ist nicht mehr. Single-Haushalte, berufstätige Mütter, die räumliche Trennung von Wohnen und Arbeiten lassen das gemeinsame Essen zur Ausnahme werden. Doch die Sehnsucht nach der mütterlichen Fütterung bleibt. Das Fernsehen sorgt für einen virtuellen Familienersatz: als flimmerndes Lagerfeuer im vereinsamten Wohnzimmer.

«I Cucinatori» mit Christa Rigozzi: vom 23. bis zum 27. November 2009 auf RSI
«Das perfekte Dinner»: jeweils von Montag bis Freitag ab 19 Uhr auf Vox

tionen in ihr von Auflage zu Auflage wachsendes Buch «Aus Schweizer Küchen» einarbeitete.

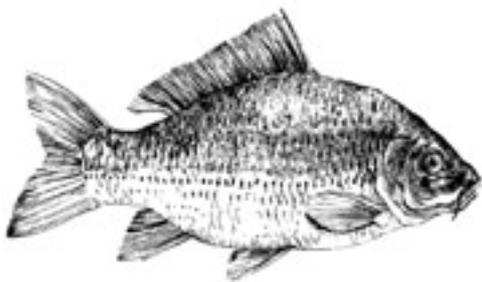
Über der Rösti des «Galliker» offenbarte mir Marianne Kaltenbach ihre Philosophie – Philosophie? Sie hätte das hochgestochene Wort selbst nie in den Mund genommen, denn sie sah sich nicht als Küchenphilosophin, ganz und gar nicht. Ihr Metier war die Praxis, und sie blühte auf, wenn ihr einzelne Männer und Frauen mitteilten, dass sie besser essen würden, seit sie à la Kaltenbach kochten.

«Alles muss schnell gehen»

«Welche Hausfrau kann denn heute noch eine ordentliche Rösti machen?», fragte sie rhetorisch und wühlte mit ihrer Gabel auf ihrem Teller herum. «Niemand nimmt sich mehr Zeit zum Kochen. Alles muss schnell gehen. Alles muss billig und sofort fertig sein.»

In wenigen Sätzen hatte die Kaltenbach damit das Dilemma des heutigen kulinarischen Lebens zusammengefasst. Die Supermärkte, die uns suggerieren, dass alle Lebensmittel zu jeder Jahreszeit stets verfügbar sind. Die Techniker in den Labors der Food-Industrie, die daran arbeiten, immer mehr Fertiggerichte mit immer weniger spezifischen Geschmücken zu entwickeln. Die Verbraucher, die das Angebot, ihr tägliches Essen nicht mehr kochen, sondern nur noch wärmen zu müssen, so begeistert annehmen, dass die Tiefkühlpizza auf dem Weg zur beliebtesten Speise der Schweizer kaum noch aufzuhalten ist.

Dagegen trat Marianne Kaltenbach an, und



zwar bereits, als der Trend zur Instantverpflegung noch gar nicht richtig begonnen hatte. Sie begriff Kochen nicht nur als Vorgang, der in der Küche stattzufinden hatte. Sie wusste, dass Kochen beim Studieren eines Rezepts beginnt, beim anschliessenden Einkauf auf dem Markt – die Dramaturgie ihres Standardkochbuchs ist ein Plädoyer für den saisongerechten Einkauf – und erst dann Fertigkeiten am Herd erfordert.

In einem wichtigen Punkt stimmte Kaltenbach mit den Chemikern aus dem Lebensmittellabor freilich überein: Sie wollte, dass jedes Essen gelingt. Sie schrieb ihre Rezepte so, dass sie nicht misslingen konnten – und sie arbeitete nach Kräften daran, ihren Leserinnen und Lesern – uns Hausfrauen also – das Selbstbewusstsein zu vermitteln, dass jedes Rezept

selbstverständlich variiert, ergänzt, verbessert werden kann (was sie den Autorenköchen natürlich verdächtig machte, weil sie die Autorität des geschriebenen Rezepts aktiv untergrub).

Rösti also. «Es ist erstaunlich, wie wenige Köchinnen und Köche eine wirklich gute Rösti zubereiten können», schreibt Marianne Kaltenbach in ihrer Einleitung zum Thema Rösti. «Entweder ist sie so trocken, dass man fast daran erstickt, oder sie ist wie gebratener Kartoffelstock. Man streitet sich darüber, ob man sie mit Butter oder Schweinefett braten soll, und viele behaupten, eine echte Bärner Röschi müsse einfach auch noch Speck enthalten. Die einen schwören auf geraffelte Kartoffeln, während andere sagen, man dürfe sie nur feinscheibeln. Umstritten ist auch, ob man sie nur auf der einen Seite oder wie einen Kuchen beidseitig schön knusprig braten soll. Nun, jedem seine Röschi.»

Talentierte Tessiner

Dann führt sie an: Berner Rösti (aus vorgekochten Kartoffeln, gesottener Butter und einer Extraportion Geduld – das nervöse Durcheinanderrühren der Kartoffeln macht Frau Kaltenbach als Hauptursache für den Misserfolg aus). Rösti mit Speck. Rösti mit Zwiebeln (wie es «vor allem die Aargauer» machen). Rösti mit Käse (nach Art der Urner, Walliser und Appenzeller. Letztere mischen dazu auch noch Speck). Rösti mit Hörnli (da schüttelt es Frau Kaltenbach): «Zu meinem Entsetzen musste ich feststellen, dass man in Luzern Hörnli unter die Rösti mischt! Auch die Tessiner mischen ab und zu Kartoffelwürfeli mit Spaghetti. Sie haben aber wenigstens das kulinarische Talent, geröstete Knoblauchscheiben darunterzumischen.»

Marianne Kaltenbach starb 2005, 84 Jahre alt. Ihr Sohn Peter Berger fand in ihrem Nachlass das Manuskript eines französischen Standardkochbuchs, das der Basler Echtzeit-Verlag im vergangenen Herbst postum veröffentlichte. In diesem Jahr legt Echtzeit Marianne Kaltenbachs lange vergriffenes Hauptwerk «Aus Schweizer Küchen» wieder auf, als Summe aller Auflagen und als Kanon des Kochens in der Schweiz.



Marianne Kaltenbach: Aus Schweizer Küchen. Echtzeit. 560 S. mit über 600 Rezepten

Leserangebot: *Weltwoche*-Leser erhalten das Buch für Fr. 62.– statt 68.– unter: www.echtzeit.ch/weltwoche oder Echtzeit Verlag, «Kaltenbach», Murbacherstr. 34, 4056 Basel

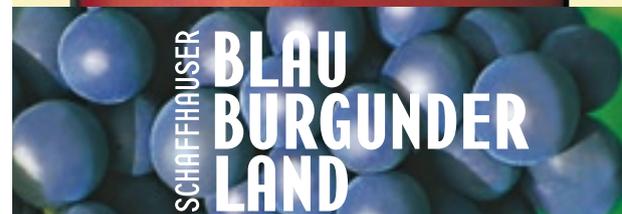
Berner Platte, Capuns oder Risotto alla Ticinese?

Wählen Sie aus zwanzig schweizerischen Gerichten Ihr Lieblingsessen, und Sie erhalten Gratisrezepte für die fünf Leispeisen der *Weltwoche*-Leser. Jetzt abstimmen unter www.weltwoche.ch/schweizerkueche

Schaffhauser
Blauburgunderland:
ein ideales Terroir für
diese Spätlese!



Michael Fuchs, GVS Schachenmann: «Dichtes Rubinrot. Diese Spätlese wird ihrem Namen gerecht. Vollmundig mit einem eleganten, kräftigen Körper.» CHF 18.70 (75 cl) www.gvs-weine.ch



www.blauburgunderland.sh

Der Mann mit dem Match-Ball

Der Mexikaner Jaime Byrom verkauft nicht nur die begehrten Eintrittskarten der Fussball-WM 2010 in Südafrika, sondern auch die Hotelbetten vor Ort. Wer ist der Ticketverkäufer des grössten globalen Event und was kettet ihn an Fifa-Präsident Sepp Blatter? *Von Peter Hartmann*



Florierender Schleichhandel: Schweizer Fussballfans fiebern Südafrika entgegen.



Touristischer Weltrekord: Jaime Byrom.

Der unbekannteste und derzeit fragteste Manager in der Welt des Sports ist ein kleiner Mann mit Brille, von dem es kaum Spuren einer privaten Existenz gibt. Wären nicht die priesterhaften Video-Statements, die er zur Sache im Internet abgibt, könnte man auf die Idee kommen, dass er gar nicht existiert. Sein Geschäft sind die Tickets. Er verkauft und verteilt die 3 Millionen Eintrittskarten der Fussball-Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika.

Die meisten dieser Kartenbesitzer werden ausländische Gäste sein. Der südafrikanische Tourismusminister Marthinus van Schalkwyk rechnet mit 450 000 Besuchern. Das Land hat aber nur 34 571 Hotelzimmer mit Gütesiegel anzubieten, dazu 62 824 zertifizierte Zimmer in Gästehäusern, Pensionen, Unterküften in Nationalparks und bei Bed-and-Breakfast-Anbietern. Von diesen total 100 000 Schlafgelegenheiten wird Mister Unbekannt, der schon das Ticketing abwickelt, mehr als die Hälfte in Beschlag nehmen und in eigener Regie vermarkten – mit Aufschlägen von 30 Prozent. Der Kampf um Karten und Betten wird nach der Gruppenauslosung vom 4. Dezember ausbrechen, wenn feststeht, wer wo gegen wen spielt.

Der diskrete, hinter den Kulissen der WM aber allgegenwärtige Zampano der WM ist Mexikaner, heisst Jaime Byrom Aparicio und wird, wenn er nicht um den Erdball kreist, ge-

legentlich in dem englischen Ort Great Warford in der Grafschaft Cheshire gesichtet, dem Sitz seiner Sportvermarktungsfirma Byrom plc. Der Herr der begehrten Tickets operiert im Mandat des Weltfussballverbandes Fifa über eine separate Organisation, die Match Services AG mit Adresse an der Aurorastrasse 100 in 8032 Zürich, und benutzt auch ein Büro in der Fifa-Residenz beim Zürcher Zoo. Über das Tochterunternehmen Match Hospitality AG umsorgen, transportieren und logieren Byroms Leute bei der WM die Sponsoren, deren Geschäftsfreunde und andere Kommerzklientel («97 Prozent unserer Kunden sind Firmen», sagt der Hospitality-Pressesprecher Peter Csanadi) mit aufwendigen Servicepaketen.

Kampfansage an die Reisebranche

Das Geschäftsmodell der Fifa ist klar: Zugriff auf die gesamte Wertschöpfungskette. Nach Vermarktung der Medienrechte, Sponsoring und Ticketverkauf erschliesst Präsident Sepp Blatter nun auch den Fan-Tourismus und die Betreuung Gutbetuchter als Einnahmequelle. Sein Statthalter Jaime Byrom «kennt jedes Haus in Südafrika, das Unterkunft anbietet», erklärt Pressesprecher Csanadi. Es tönt wie eine Kampfansage an die Reisebranche.

Wortkarg wird Csanadi allerdings, wenn es um die Person Jaime Byrom geht. Csanadi ist

noch beim grossen Geheimniskrämer Horst Dassler in die Schule gegangen, dem früheren Adidas-Konzernchef, den auch Blatter als eine Art Lehrmeister und Freund schätzte. Dassler, der bereits mit 51 Jahren starb, war der Erfinder des Sportmarketings und der unheimliche Puppenspieler und Königsmacher des Sports. Bestechung gehörte zu seinem Beeinflussungsrepertoire. Die von ihm gegründete Firma ISL krachte 2001 zusammen, der Fifa gelang es, die Sponsorenverträge zu retten. In den Konkursakten des Untersuchungsrichters fand sich auch eine Liste mit ehrenwerten Granden des Sports, die ISL mit insgesamt 138 Millionen Franken bestochen hatte. Es gelang Blatter, die Namen der Korrupten, die auch in der Fifa sass, nachweislich auch der frühere Präsident Havelange, vom Bundesgericht schützen zu lassen.

Im Jahr 2001, als auch noch das Kirch-Medienimperium unterging, das die Fernsehrechte vermarktete, und die Fifa die Kernschmelze in extremis vermieden hatte, tauchte Byrom auf. «Wir kannten ihn nicht, er schien einfach zur Familie zu gehören», erinnert sich ein damaliger Fifa-Spitzenmanager. «Wir stellten keine Fragen.» Denn Fragen sind für Blatter Misstrauensanträge.

Wer also ist Jaime Byrom, der Ticketverkäufer des grössten globalen Events, der in seinem

Informationssystem Millionen von Kundendaten speichert, Adressen, Kreditkartennummern, Bankverbindungen? Fragen nach seiner Person, zu Werdegang, Studium, Karriere, Familienhintergrund, dem Beginn der Zusammenarbeit mit der Fifa lässt sein Pressesprecher Csanadi unbeantwortet, selbst Byroms Geburtsdatum gibt er nicht preis.

Der erste Coup

Byrom und sein Bruder Enrique, sein engster Partner und Co-Direktor, gehörten früh zum Dunstkreis des Präsidenten des Mexikanischen Fussballverbands Guillermo Cañedo, der mit Vater Byrom befreundet war. Cañedo leitete das TV-Unternehmen Televisa und organisierte mit handstreichartiger Brillanz die Weltmeisterschaft 1986 in Mexiko, nachdem Kolumbien als Veranstalter kurzfristig ausgefallen war. Er vermittelte den Byroms auch den Zugang zum Fifa-Boss Havelange. Als freie Tourismus-Agenten boten sie Reisen zu den Weltmeisterschaften 1986 in Mexiko und 1990 in Italien an. Das Unternehmen ging schief, und als prominentes Opfer liessen sie ihren gutgläubigen prominenten Joint-Venture-Teilhaber Sir Bobby Charlton auf der Strecke. Charlton, der einstige Held von Manchester United, verlor einen Millionenbetrag. Das erklärt auch, dass die Byroms Publicity meiden.

Ihre eigene Firma Byrom plc. gründeten sie 1991. Den ersten grossen Coup, eine Art touristischen Weltrekord, landeten sie 1994 bei der Fussball-Weltmeisterschaft in den USA, als sie 600 Hotels requirierten und 3,2 Millionen Übernachtungen verkauften.

Die *tricky* Byroms werden als völlig verschiedene, aber durchaus komplementäre Typen beschrieben: Jaime als «the brains» (der Kopf), «very smart», «24 Stunden wach», der «abgefeimte, mit allen Wassern gewaschene Macher, der alles kontrolliert, ein Arbeitstier, knallharter Verhandler» (so ein Insider), «er geht in die Sitzungen mit Blatter und dem Fifa-Exekutivkomitee, das die Verträge absegnet». Ein Broker sagt, Jaime sei «die Spinne im Netz, der Einzige, der weiss, wo die Tickets sind». Jaime Byrom hat 1975 und 1976 an der Keele University studiert, der grössten Campus-Universität Grossbritanniens. Enrique Byrom schildern frühere Kumpels als «die Rampensau, den Schulterklopfer, der auch bis nachts um drei herumsäuft».

Dass die Byroms mit ihren nur zwanzig Festangestellten und dreissig Teilzeitmitarbeitern 2001 das Ticketing-Geschäft für die WM 2002 in Japan und Südkorea erhielten, hat einen einleuchtenden Grund: Es brachte garantiertes Geld in einer für die Fifa höchst desolaten Lage. Der vorfinanzierte Kartenverkauf spülte überlebenswichtige Liquidität in ihre Kasse. Aber der eigentliche Dienstleistungsauftrag, der Kartenverkauf, führte zu einem Desaster. Hunderttausende von Karten wur-

den zu spät gedruckt. In beiden Ländern klafften unerklärliche Lücken auf den Stadiontribünen, aber es wurden auch wie in alten Zeiten Tickets in Kassenhäuschen an Schlange stehende Zuschauer verkauft. Dennoch bekamen die Byroms 2006 in Deutschland erneut den Zuschlag, wo sich die Pannen wieder häuften.

Das Ticketing ist «das schwierigste Problem bei jeder Weltmeisterschaft, es ist logistisch fast nicht lösbar», bekennt unumwunden ein ehemaliger Kadermann der Fifa: einen einigermassen gerechten Verteilschlüssel zu finden für die Ansprüche der 32 teilnehmenden Länder, für die riesige Nachfrage der Tour-Operateure, die Sponsoren, die Funktionäre, die Medien. Und dabei das Versickern von grossen Kontingenten im schwarzen Markt zu verhindern. Obwohl die Stadien letztlich nur dank dem florierenden Schleichhandel gefüllt werden: Wie denn sonst hätten 2006 in Dortmund etwa 40 000 Schweizer Fans Platz gefunden beim Vorrundenspiel gegen Togo? Der «gläserne Fan» blieb Illusion, die theoretisch nicht übertragbaren Namentickets wurden kaum überprüft. In der Praxis nutzen nicht alle Verbände der «Fifa-Familie», wie Blatter sein Imperium nennt, ihre Kontingente – das sind jeweils 30 000 Karten – und geben den Rest an die Fifa zurück, die den Markt über einen Ausgleichs-Pool zu regeln versucht.

Als der unverschämteste Abzocker aus der Funktionärskaste hat sich Jack Warner, 66, aus Trinidad und Tobago etabliert, seines Zeichens Vizepräsident der Fifa und Vorsitzender des Concacaf, der vereinigten Verbände aus Nord- und Mittelamerika und der Karibik. Der frühere Geschichtslehrer wurde dank dem Manna des Fussballgeschäfts ein kleiner Inselkönig mit Hotels und Shopping-Malls.

Päpste treten nicht zurück

Die Rechnungsprüfer Ernst & Young deckten auf, wie Warners Reisebüro Simpaul Travel Services im Jahre 2006 WM-Tickets in Paketen zu umgerechnet 3500 Franken verkauft und damit ein Vermögen gescheffelt hatte. Die alarmierte Fifa verknurrte Warner daraufhin zu einer Zahlung von 1 Million Dollar Bussgeld an eine Wohltätigkeitsorganisation. Warner überwies lediglich 250 000 Dollar und erklärte, mit der Reisefirma habe er nichts mehr zu tun, sie gehöre seinem Sohn Daryan. Der korrupte Warner bleibt unantastbar als Sepp Blatters Lebensversicherung: Mit den 35 Stimmen seiner Region ist er ein Bürge für die Wiederwahl des Wallisers, der mit 73 Jahren eine weitere Amtszeit bis 2015 ins Auge gefasst hat. Päpste treten nicht zurück.

Was die Byrom Brothers am Kartenverkauf verdienen, bleibt Geschäftsgeheimnis, ebenso, ob überhaupt ein Tendersverfahren für den Auftrag ausgeschrieben war. Die Fifa hat die Match Services AG bereits mit dem Auftrag für die WM 2014 in Brasilien ausgestattet, was wie

die Fortsetzung eines Abonnements aussieht. Experten sind sich einig: Brasilien wird die grösste Torte aller Zeiten, da wollen alle dabei sein. Auch die Match Hospitality AG bleibt bis 2014 Lizenznehmerin. Sie setzte sich, wie die Fifa-Sprecherin Delia Fischer bestätigt, gegen drei unbekannte Mitbewerber durch. Die Firma ISE, die für die Hospitality-Rechte an der



Berauscht von Jubelquoten: Sepp Blatter.

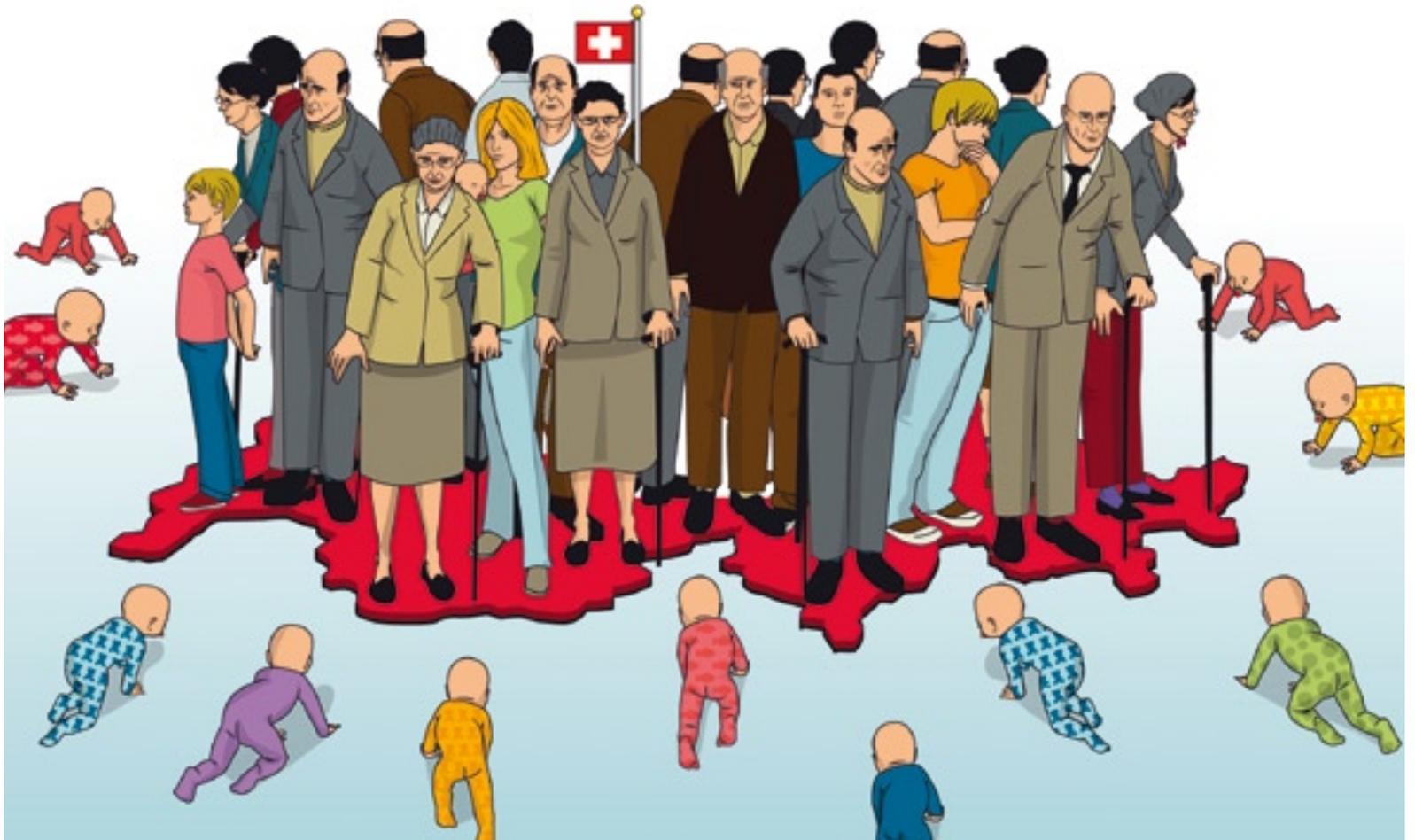
WM 2006 in Deutschland 270 Millionen Euro hingelegt hatte, war nicht darunter: Sie wurde liquidiert, nachdem der enttäuschte 45-Prozent-Hauptaktionär Publicis ausgestiegen war.

Die Match Hospitality hat inzwischen vier Partner ins Boot geholt: den japanischen Werberiesens Dentsu, die australische Catering-Firma Bidvest, das brasilianische Reiseunternehmen Top Service und den schweizerischen Sportrechtshändler Infront. Ein Fall von Nepotismus? Denn Präsident und CEO von Infront ist Philippe Blatter, der Neffe Sepp Blatters. Doch in Wahrheit ist Infront der Verlierer der Branche. Die Firma entstand aus einem Management-Buy-out des maroden Kirch-Konzerns und vermarktete die TV-Rechte der WM-Turniere 2002 und 2006. Ab 2010 besorgt das die Fifa selber. Infront produziert lediglich Fernsehübertragungen aus Südafrika.

Infront lieferte auch die fantastischen Jubelquoten, an denen sich Sepp Blatter berauschen konnte, die aber nie hinterfragt worden sind: dass beim Final 2002 rund ein Fünftel der Erdbevölkerung, 1,1 Milliarden Menschen, zugeschaut hat, beim Berliner Endspiel von 2006 immerhin noch 715 Millionen. Die letztere Zahl hat die englische Zeitung *The Independent* von unabhängigen Demoskopern analysieren lassen. Diese kamen noch auf 216 Millionen. ○

Weniger ist mehr

Einwanderung wird als rasch verfügbare Verjüngungskur einer alternden Bevölkerung gesehen. Doch die ökonomischen und kulturellen Folgen werden verharmlost. Noch mehr Immigration ist keine sinnvolle Lösung. *Von Josef Schmid und Jörg Dommel (Illustration)*



Eine Verfünffachung des derzeitigen jährlichen Einwanderungsvolumens würde den Alterungsprozess zum Stehen bringen.

Nur die wenigsten Leute bestreiten, dass wir in Europa heute auf ausländische Arbeitskräfte und ihre Familien angewiesen sind. Die Skepsis gegenüber einer weitergehenden, starken Einwanderung nimmt aber zu. Die Schweiz hat mit 21 Prozent einen der höchsten Ausländeranteile der Welt. Wer in dieser Situation für zusätzliche Einwanderung plädiert, muss sehr gute Argumente haben. Die Befürworter einer weitergehenden Immigration nach Europa argumentieren mit der «Überalterung» der europäischen Bevölkerung. Die demografische Alterung, wie die Fachleute sagen, müsste sich durch verstärkte Immigration jüngerer Menschen einfach beheben lassen.

In der heutigen demografischen Alterung wirken zwei Prozesse gleichzeitig: einerseits die tiefen Geburtenraten und andererseits die immer höhere Lebenserwartung. Jedes Jahr werden in Europa mehr Achtzig-, Neunzig-

und Hundertjährige als im Vorjahr gezählt. Nach 2030 werden die über Sechzigjährigen rund einen Drittel der Bevölkerung ausmachen. Der Anteil älterer Menschen erhöht sich ausserdem durch geburtenschwache Nachwuchsjahrgänge seit einem Vierteljahrhundert.

Die Zahl der Nutzniesser steigt

In den mittel-, süd- und osteuropäischen Ländern endete der Nachkriegsbabyboom mit einem Absturz der Geburtenrate in den siebziger Jahren von 2,1 Kindern pro Frau auf 1,3 Kinder. Das ist ein Drittel weniger, als nötig wäre, um die Elterngeneration zu ersetzen. Die Schweiz hat heute eine Geburtenrate von 1,48 Kindern pro Frau, woran schon eine vergleichsweise hohe Zahl ausländischer Mütter beteiligt ist. Das Zusammenwirken von tiefen Geburtenraten und steigender Lebenserwar-

tung muss eine Solidargemeinschaft aus aktiven und abhängigen Jahrgängen früher oder später alarmieren.

Gäbe es wie früher nur eine Grundvorsorge für die Älteren, wäre der unverhältnismässige Anstieg der Altenbevölkerung an sich kein Problem. Doch im Rahmen eines kollektiven Generationenverhältnisses wird den Rentnern eine Pension garantiert, die ihnen die Fortsetzung des gewohnten Lebensstils ermöglicht. Der Alterungsprozess führt in den modernen Sozialstaaten dazu, dass sich eine Schere auftut: Die Zahl der Nutzniesser der Solidargemeinschaft steigt, während die Zahl derjenigen, die für sie aufkommen müssen, sinkt.

Die Schweiz zählt heute 1,6 Millionen Jugendliche unter zwanzig. Gibt es keinen demografischen Trendwechsel, wird ihre Zahl bis 2050 auf etwa 1,4 Millionen sinken. Gleich-

zeitig werden die Leistungsanforderungen an die junge Generation exorbitant steigen. Die über 65-Jährigen werden bis 2050 von heute 1,2 Millionen vermutlich auf etwa 2,2 Millionen steigen, ein Anstieg von neunzig Prozent. Ob der Fleiss der jüngeren Aktiven das alleine schultern wird, ist fraglich. Spätestens um 2030, wenn die geburtenstarken Jahrgänge des Babybooms pensioniert sind, könnte die Situation kritisch werden. Bleiben die demografischen Trends, wie sie sind, werden um 2050 in der Schweiz auf einen Pensionär noch zwei Erwerbstätige kommen.

Das wahre Ausmass wird verkannt

Mittlerweile wird nach Massnahmen gegen den Alterungsprozess gerufen. Fast allen Lösungsvorschlägen liegt ein Machbarkeitsdenken zugrunde, dessen Anwendbarkeit auf demografische Trends höchst zweifelhaft ist. Die Idee der unverzüglichen Erhöhung von Geburtenzahlen überträgt das allgemeine Politikverständnis auf die Demografie. Danach müssen Entscheidungen innerhalb kurzer Zeit – möglichst noch während einer Legislaturperiode – Wirkung zeigen. Einwanderung wird als rasch verfügbare Verjüngungskur alternder Bevölkerungen gedeutet; doch auch in ihr steckt die Langfristfrage nach der zweiten und dritten Einwanderergeneration. Nicht selten wird die Alterung auf ein reines Finanzierungsproblem heruntergespielt und das wahre Ausmass der Sache verkannt.

Demografische Alterung ist ein Vorgang, mit dem moderne Gesellschaften leben lernen müssen, denn er findet nach bisherigen Erkenntnissen keine Schranke und ist nicht zu stoppen. Er wird nur zu bewältigen sein, wenn alle Politikfelder dazu beitragen.

Welche Handlungsoptionen bleiben eigentlich? An der hohen und immer noch steigenden Lebenserwartung möchte wohl niemand rütteln. Die Lösung läge also dann darin, die Zahl der jungen Menschen wieder zu steigern: entweder durch eine höhere inländische Geburtenrate oder eine verstärkte Einwanderung junger Ausländer, am besten schon mit eigenen Kindern. Viele halten den zweiten Weg für den einfacheren.

Eine Studie der Vereinten Nationen («Replacement Migration», 2000) ist der Frage nachgegangen, wie viel Einwanderung nötig wäre, um die Alterspyramide Europas wieder in ein Gleichgewicht zu bringen. Die Schweiz müsste nach grober Schätzung die Schleuse für das Fünffache des derzeitigen jährlichen Einwanderungsvolumens öffnen. Wollte Deutschland seinen Alterungsprozess durch Einwanderung zum Stehen bringen, brauchte es jährlich über 3 Millionen Einwanderer.

Die Schrumpfung und Alterung der europäischen Bevölkerung, die schon seit ungefähr 1970 andauert, lassen sich durch politische Massnahmen nicht mehr auf eine ausgegli-

chene Altersstruktur, in der sich Jung und Alt die Waage halten, zurückführen. Ein solches Vorhaben wäre schlicht unreal. Das Einwanderungsquantum, das nötig wäre, um den Fortgang des Alterns einer modernen Bevölkerung aufzuhalten, würde ein Ausmass erreichen, welches die Kapazitäten des Aufnahmelandes sprengt.

Die Aufmerksamkeit richtet sich somit auf die Leistungsträger: die Aktiven zwischen 20 und 65. Ihre Anzahl und ihr Zustand werden zur existenziellen Frage für alle. Nach den 1970 Geborenen kommen nur noch geburten-schwache Jahrgänge ins Erwerbsalter, wodurch sich innerhalb des Arbeitsmarkts das Gewicht zu den 50- bis 65-Jährigen verschiebt.

Natürlich stellt sich die Frage, ob man denn nicht einfach mehr jüngere Leute nach Europa einwandern lassen könnte. Doch der Vorschlag bekommt einen Dämpfer: Es gibt ausserhalb Europas keine Regionen, in denen Menschen für den europäischen Arbeitsmarkt in genügender Anzahl vorhanden wären und von dort laufend abgezogen werden könnten. Es gibt Hunderttausende auswanderungswillige Jugendliche in Entwicklungsländern – doch nur ein Bruchteil davon ist für Arbeitsmärkte in Hochtechnologieländern geeignet.

Die Vorstellung unbegrenzter Menschenbeschaffung ist einseitig auf das demografische Defizit fixiert und macht die Auffüllung der aktiven, geburten-schwachen Jahrgänge zum alleinigen Ziel. Die ökonomischen und kulturellen Folgen in den Herkunfts- und Aufnahmelandern werden bagatellisiert. Dabei wird nicht mehr bestritten, dass jedes Einwanderungsquantum, das über die Integrationskapazität der Aufnahmeregion hinausgeht, die Gefahr der Absonderung (Segregation) der Einwanderer in bestimmten Quartieren fördert. In Frankreich fürchtet man bereits den *communitarisme*, Inbegriff der abgeschlossenen ethnischen Enklaven, die dem republikanischen Staatsgeist widersprechen. Die *quartiers difficiles* der Pariser Banlieue gehen auf die Illusion zurück, in den Vorstädten eine industrielle Reservearmee auf Abruf, als eine Art Konjunkturpuffer, parken zu können.

Auch «Londonistan» ist keineswegs zur Ruhe gekommen. Quartiere und Netzwerke von Nichtintegrierten fördern die politische Fragmentierung und drohen die europäische Sachdemokratie mit ethnisch-religiöser Interessenvertretung zu durchlöchern.

Kindergärten zu Altersheimen

Die Demografie ist das Frühwarnsystem und Langzeitgedächtnis der Gesellschaft. Dem Kurzzeitdenken der Ökonomen und Sozialpolitiker mit ihrem Wirkungshorizont von 1 bis 5 Jahren steht das Langzeitdenken der Demografie mit Zeithorizonten von 10 bis 25 Jahren gegenüber. Die Demografie handelt von einer

Zukunft, die schon längst in der Gegenwart spielt. Man sollte ihr dieselbe Stellung einräumen wie der Ressourcen- und Energiefrage. Sie ist nicht eine Frage des Tages, sondern der Dauer und Nachhaltigkeit.

Viele Ökonomen ignorieren die demografischen Aspekte und heben stattdessen ihre positiven Effekte hervor, vor allem den ökonomischen Segen, den rüstige und wohlausgestattete Pensionäre, Altenmarkt und Altenindustrie bringen. Werden Kindergärten in Altenheime umgewandelt, kommt vielen Ökonomen nur eines in den Sinn: Das System hat wieder einmal seine Flexibilität bewiesen.

Es ist klar, dass die sozialen Marktwirtschaften alles versuchen werden, sich und ihren Sozialstaat trotz der Alterung zu erhalten. An der Hinaufsetzung des Pensionsalters wird kein Weg vorbeiführen. Und natürlich spielt die Ausbildung der kleiner werdenden Jugendjahrgänge eine zentrale Rolle. Was hier an Quantität verlorengeht, muss an Qualität gewonnen werden. Die Alterung kann nur bewältigt werden, wenn immer weniger Aktive immer produktiver arbeiten.

Junge Familien bevorzugen

Das ändert und verfeinert die Migrationspolitik. Dies gilt es bei allem zu berücksichtigen, was Innovationskraft und konstantes Wirtschaftswachstum verspricht. Die Migrationspolitik muss Teil einer Bildungs- und Wirtschaftspolitik werden, oder sie geht in die Irre. Sie läuft mit der Nachwuchs- und Altersfrage zusammen auf ein Generationenprojekt hinaus – auf einen Politik-Mix. Familien müssten leistungsgerecht eingestuft werden und nicht nur kostengerecht. Was die Realisierung von Kinderwünschen verhindert, gehört auf die Tagesordnung. Die Jugend wird in Qualifizierungsoffensiven eingespannt werden. Junge Familien werden in Arbeit, Wohnumfeld und Steuer bevorzugt werden müssen.

In Deutschland wird die tiefe Geburtenrate schon heute nicht mehr vom Einwanderungssaldo kompensiert, die absolute Bevölkerungsabnahme scheint bereits eingeleitet. Die Schweiz hat noch Luft, doch nach Schätzungen des Bundesamts für Statistik könnte die Schweiz um 2035 ins Stadium der absoluten Bevölkerungsabnahme treten.

Da ist dann noch Raum genug für wohlüberlegte und arbeitsmarktbezogene Einwanderung. Die Politik wird klugerweise nach den Kriterien kulturelle Nähe, Eignung für Erwerbsarbeit im Lande und innere Integrationsbereitschaft die Auswahl treffen müssen. Damit ist die Alterung keineswegs aufgehoben, aber die Gesellschaft lebt einigermaßen mit ihr in friedlicher Koexistenz.

Josef Schmid ist emeritierter Professor für Bevölkerungswissenschaft an der Universität Bamberg.

Angriff der Feldbefreier

Die Gentech-Gegner lassen kaum eine Gelegenheit aus, die von ihnen selbst geforderte Risikoforschung zu diskreditieren. Es ist darum kein Wunder, dass sich Anschläge auf die Freisetzungsversuche des Bundes häufen: Die Täter fühlen sich moralisch im Recht. *Von Alex Reichmuth*



Immer neue Vorwürfe: Protest gegen Freilandversuche in Pully.

Am 25. Juni dieses Jahres passierte es wieder: Vandalen attackierten ein Feldexperiment, bei dem die Wirkung gentechnisch veränderter Pflanzen auf die Umwelt untersucht wird. Unbekannte warfen mehrere PET-Flaschen in das Versuchsfeld im waadtländischen Pully. Der Inhalt der Flaschen – eine Flüssigkeit mit hohem Dieselananteil – verseuchte das Gelände und beeinträchtigte das Experiment. «Die Schäden sind sichtbar. Pflanzen beginnen abzusterben», sagt Arnold Schori von der landwirtschaftlichen Forschungsanstalt Agroscope Changins-Wädenswil. Der Boden musste bis zu zwanzig Zentimeter tief abgetragen werden. Die Waadtländer Kantonspolizei versucht bisher erfolglos, die Täter ausfindig zu machen.

Bei den Freilandversuchen mit gentechnisch verändertem Weizen in Pully handelt es sich nicht um Experimente irgendwelcher Grosskonzerne, sondern um solche von Universi-

täten und Forschungsstätten, im Rahmen eines nationalen Forschungsprogramms. Damit sollen der Nutzen und die Umweltrisiken von GV-Pflanzen abgeklärt werden. Gentech-Kritiker haben diese Risikoabklärung immer gefordert – nach der Annahme des fünfjährigen Moratoriums für den kommerziellen Anbau von GV-Pflanzen wurde sie zügig in Angriff genommen. Militanten Aktivisten ist die Forschung dennoch ein Dorn im Auge: Schon ein Jahr vor dem Anschlag in Pully überfielen 35 Vermummte ein Versuchsfeld, das im Rahmen desselben Nationalfonds-Projekts in Zürich Reckenholz angelegt worden war. Mit Sichel ausgerüstet, drangen sie auf das Gelände, bedrohten zwei Forscherinnen und beschädigten drei Viertel der über 300 Parzellen. Die Polizei konnte zwar fünf Verdächtige festnehmen, die Staatsanwaltschaft hat aber bis jetzt keine Anklage erhoben. Leidtragende des Überfalls

sind in erster Linie junge Forscher wie Simon Zeller, deren Arbeit zunichtegemacht wurde (siehe Interview rechts).

Zerschneiden, zertrampeln, zerstören

Was in der Schweiz noch Einzelfälle sind, ist in Deutschland Alltag: Öko-Terroristen zerstören GV-Pflanzungen von Forschern und Bauern. Sie besetzen, bedrohen, zerschneiden, zertrampeln und zerstören. Sie nennen sich «Feldbefreier» und müssen mit so wenig Konsequenzen rechnen, dass sie ihre Aktionen im Voraus ankündigen können. Auf der Internetseite der deutschen Gruppe «Gendreck weg!» heisst es: «Wir betrachten unsere Aktion als Notwehr und als notwendigen Akt von Zivilcourage.» Werden solche Gewaltakte mit Bussen bestraft, steht eine gutgefüllte Spendenkasse zur Verfügung. «Jede Spende hilft, die Kosten zu tragen», heisst es bei «Gendreck weg!». Gemäss der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* wurden in den vergangenen fünfzehn Jahren in Deutschland rund hundert Felder mit GV-Anbau zerstört. In der Regel begleiten Journalisten, die vorher informiert werden, solche Zerstörungsaktionen. Nur zögerlich beginnt die Justiz, härtere Strafen zu verhängen. Ende August musste in Deutschland erstmals ein «Feldbefreier» – der Imker Michael Grolm – für zwei Tage ins Gefängnis. Bussen in schmerzhafter Höhe könnten mehr Eindruck machen: Das Landgericht Magdeburg verurteilte sechs Feldzerstörer zu insgesamt 104.000 Euro Schadenersatz. Die Aktivisten legten Berufung ein.

In der Schweiz können Vandalen, die GV-Pflanzungen zerstören, nicht mit so viel Sympathie rechnen. Zu den Ausnahmen zählt Julien Sansonnens, Präsident der Linksaussenpartei POP des Bezirks Lavaux: «Ich habe nichts mit diesem Anschlag zu tun», erklärte er nach der Attacke in Pully, «aber ich verurteile ihn auch nicht. Denn ich bin gegen diese Experimente, und es wurde ja niemand verletzt.» Sansonnens gehört dem Komitee «Pully ohne GVO» an, das eine Petition mit über 3000 Unterschriften gegen den Feldversuch eingereicht hat. «Stop OGM» dagegen, der Westschweizer Zusammenschluss der Gentech-Gegner (mit Organisationen wie Bio Suisse, Greenpeace, Swissaid und WWF), verurteilte den Anschlag in Pully. Allerdings: In einem Communiqué legte «Stop OGM» zuerst ausführlich dar, warum die Gentech-Versuche im Rahmen des Nationalfonds angeblich gegen

das Gesetz verstossen sollen: Der Bund habe die Versuche in Pully und Zürich Reckenholz bewilligt, bevor die Forscher alle nötigen Unterlagen eingereicht hätten.

Gleich argumentierten die Gentech-kritischen Organisationen auch, als sie im Februar 2008 eine Aufsichtsbeschwerde gegen die Bewilligung des Freilandexperiments in Zürich einreichten: «Das Bundesamt für Umwelt erteilt hier ohne seriöse Prüfung Sonderbewilligungen im Schnellverfahren für riskante und teure Gentech-Freisetzung», lautete ihr Vorwurf. Greenpeace bezeichnete die Bewilligung für die Versuche als «skandalös»: Jede Gentech-Freisetzung könne die Umwelt schädigen. Das «Komitee gentechfreies Zürich Nord», das ein Verbot der Freisetzungversuche verlangt, sprach von «nicht abschätzbaren gesundheitsbedrohenden Risiken», die von den Versuchen ausgingen – dies trotz umfangreichen Sicherheitsvorkehrungen, die die Wissenschaftler auf Geheiss des Bundes einhalten müssen. Im Juni dieses Jahres lehnte Leuenbergers Departement Uvek die Beschwerde gegen die Versuche allerdings vollständig ab – die Bewilligung durch das Bundesamt für Umwelt war rechtens.

Immer neue Einwände

Zwar distanzieren sich die Gentech-kritischen Organisationen von den Vandalenanschlägen. Mehrheitlich hatten sie vor der Abstimmung über das fünfjährige Moratorium ja ausdrücklich Risikoforschung gefordert, wie sie jetzt in Pully und Zürich durchgeführt wird. Auch hatten sie damals beteuert, die Forschungsfreiheit sei vom Moratorium nicht betroffen und wissenschaftliche Experimente mit GV-Pflanzen im Freien seien weiterhin möglich. Trotzdem lassen die gleichen Kritiker kaum eine Gelegenheit aus, diese Risikoforschung öffentlich zu diskreditieren: Sie stellen diese als unannehmbares Sicherheitsrisiko dar und suchen immer neue Vorwände, um dagegen opponieren zu können. So nahm Maya Graf, Nationalrätin der Grünen und führende Gentech-Gegnerin, im März 2008 an einer Protestaktion teil: Ein Acker wurde demonstrativ mit Bio-Weizenkörnern besät, als «Zeichen für eine Landwirtschaft, die Bauern, Konsumenten und die Forschung gemeinsam verantworten können». Dass diese Aktion in Sichtweite des Versuchsfeldes in Zürich Reckenholz stattfand, war kein Zufall.

Selbstverständlich sind die Gentech-kritischen Organisationen nicht verantwortlich für die Anschläge. Aber deren Behauptungen, die Versuche würden widerrechtlich durchgeführt und seien skandalös, sind geradezu eine Einladung an die Vandalen für ihr Tun. Wer Experimente zerstört, die angeblich illegal sind und eine Bedrohung für Anwohner und Umwelt darstellen, darf sich zumindest moralisch im Recht fühlen. ○

Forschung

«Ich sehe mich als einen der «Guten»»

Das Versuchsfeld des Umweltforschers Simon Zeller wurde beschädigt. Das schade seiner wissenschaftlichen Karriere.



«Nicht so extrem»: Wissenschaftler Zeller.

Letztes Jahr verwüsteten Vandalen Ihr Versuchsfeld in Zürich Reckenholz. Was sind die Folgen für Sie als Wissenschaftler?

Meine Forschungsgruppe hat die Untersuchung nach dem Vorfall mit den verbliebenen Pflanzen zu Ende geführt. Doch jetzt gibt es Probleme mit der Publikation der Ergebnisse: Vier renommierte wissenschaftliche Zeitschriften haben unseren Fachartikel schon abgewiesen, unter anderem weil sie unversehrte Experimente wünschen.

Ist eine Publikation Ihrer Resultate also unmöglich?

Ich hoffe, dass wir sie wenigstens in einer weniger angesehenen Zeitschrift veröffentlichen können. Zum Glück ist der diesjährige Feldversuch bald abgeschlossen, so dass wir die Daten ergänzen können und die Chance auf eine Publikation hoffentlich steigt. Der Vandalenakt hat meiner wissenschaftlichen Karriere aber auf jeden Fall geschadet.

Empfinden Sie eigentlich Wut gegenüber den Tätern?

Mittlerweile nicht mehr. Am Anfang war ich verzweifelt, weil das Ergebnis von etwa tausend Arbeitsstunden zunichtegemacht worden ist. Schlimm war auch die Angst, die Vandalen könnten erneut zuschlagen.

Wissen Sie, was die Täter gegen Ihre Experimente haben?

Die Täter kommen wahrscheinlich aus der Antiglobalisierungsbewegung. Beim Anschlag hinterliessen sie ein Bekennerschreiben. Darin erklärten sie den Grosskonzernen den Kampf. Unsere Versuche haben aber nichts mit Grosskonzernen zu tun. Es handelt sich um Risikoforschung, die mit öffentlichem Geld finanziert wird. Aber das interessiert die Vandalen offensichtlich nicht.

In Deutschland zerstören Gentech-Gegner regelmässig Felder von Bauern und Wissenschaftlern, die GV-Pflanzen anbauen. Sie nennen sich «Feldbefreier». Sehen Sie einen Zusammenhang mit den Vorfällen in der Schweiz?

Hier ist es noch nicht so extrem. Einbrüche in Institute etwa wie in Deutschland gabes bei uns bis jetzt nicht. In der Schweiz steht die Politik auch ziemlich geschlossen hinter der Risikoforschung, wie wir sie hier betreiben.

Die Feldversuche im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms, zu denen auch Ihr Experiment gehört, wurden von Schweizer Gentech-Gegnern aber schon scharf kritisiert – etwa von Greenpeace.

Da gibt es für mich keinen Zusammenhang mit dem Vandalenakt von letztem Jahr. Greenpeace hat sich davon distanziert und ist in der Kritik an den Experimenten sachlich geblieben. In der Romandie gibt es allerdings vereinzelt Politiker, die den Anschlag auf das Versuchsfeld in Pully vom vergangenen Juni rechtfertigen. Das ist nicht akzeptabel.

Als Wissenschaftler, der mit Gentech-Pflanzen arbeitet, müssen Sie sich selber oft rechtfertigen. Kommen Ihre Argumente an?

In persönlichen Gesprächen, bei denen ein gewisses Vertrauen da ist, durchaus. Ich versuche dann zu erklären, dass ich selber der Gentechnik kritisch gegenüberstehe. Mit meinen Experimenten will ich die Auswirkungen von gentechnisch veränderten Pflanzen auf die Umwelt untersuchen. Weil ich damit einen Beitrag zum Umweltschutz leiste, sehe ich mich als einen der «Guten».

Die Fragen stellte Alex Reichmuth.



Was, wenn Einstein nicht drangeblieben wäre?

Was, wenn Albert Einstein nicht jahrelang getüftelt, gerechnet und gedacht hätte? Dann gäbe es heute wohl keine Navigationssysteme, keine DVD-Player, Digitalkameras oder Laser. Und vieles mehr auch nicht.

Die Welt braucht Menschen, die dranbleiben. Gehören auch Sie dazu: als Leserin oder Leser einer Zeitung, die Nachrichten gewichtet, hinterfragt, einbettet, analysiert und weiterverfolgt.

Dranbleiben.

Tages  **Anzeiger**

Der neue
Tages-Anzeiger.

Jetzt lesen!

tagesanzeiger.ch/abo

Schnappschuss der Evolution

Vor Jahrmillionen verschluckte ein See Urahnen der Affen, Pferde und Krokodile. Er konservierte die Tiere so perfekt, dass heute noch Spuren von Pelzen zu erkennen sind. Das Naturhistorische Museum Basel zeigt die spektakulären Fossilien aus Messel beim deutschen Darmstadt. *Von Thomas Häusler*

Man könnte meinen, der Messelsee sei vom Gott der Paläontologen erschaffen worden, um den Urzeitforschern von heute die faszinierendsten Fossilien zu liefern. Denn der See war die perfekte Falle: ein kreisrundes, tiefes Loch mit so abschüssigen Rändern, dass Tiere leicht hineinstürzten, aber kaum wieder herauskamen. Und da das Wasser schon ab zwanzig Meter Tiefe fast keinen Sauerstoff mehr enthielt, sanken selbst ertrunkene Fliegen oder herabgefallene Blätter oft bis auf den Grund, ohne dass sie von gefräßigen Mäulern oder Mikroben behelligt wurden. Dort unten deckten herunterrieselnde Sedimente sie zu und konservierten sie bis zum heutigen Tag.

Natürlich schuf kein Gott den Messelsee, sondern Magma, das aus dem Erdinneren aufstieg, explodierte und ein Loch riss, das sich mit Wasser füllte. Bald schon kehrte das Leben zurück: Ein üppiger Regenwald wuchs, den Tapire und Ameisenbären, Krokodile und Fledermäuse bevölkerten – von all diesen Arten verendeten immer wieder Exemplare im See.

Dank der perfekten Konservierung können wir heute 47 Millionen Jahre alte Riesenameisen mit fünfzehn Zentimeter Flügelspannweite bestaunen, so als hätte sie ein Biologe gerade präpariert. Selbst die Aderung der Flügel ist zu sehen. Bei Spinnen lassen sich unter dem Mikroskop die einzelnen Beinhaare ausmachen. Letztes Jahr entdeckten die Forscher das Fossil einer Schlange, der ein noch unverdauter Frosch im Magen steckte, der wiederum gerade ein Insekt verschluckt hatte, das so gut erhalten war, dass die Paläontologen seine Art bestimmen konnten.

Eine Kollektion dieser einmaligen Fossilien zeigt nun das Naturhistorische Museum Basel. Die beeindruckende Ausstellung stammt aus dem Hessischen Landesmuseum Darmstadt, in dessen Nähe der ehemalige See, die heutige Grube Messel, liegt. Und sie lockt mit Preziosen wie versteinerten Prachtkäfern, deren Farben schillern, als seien sie lebendig: Das Licht wird von kleinsten Strukturen auf ihren Flügeldecken gestreut – und die sind so perfekt versteinert, dass dies heute noch funktioniert wie schon einst im Eozän.

Die Stars der Ausstellung sind die Säugetiere. Die Fossilien geben Einblick in eine Epoche, als die Säugetiere gerade anfangen, die Welt zu erobern. Achtzehn Millionen Jahre zuvor – geologisch gesehen ein Klacks – starben die Dinosaurier aus und überliessen kleinen, rattenähnlichen Pelzwesen das Feld: Ursäugetiere,



Trauben im Magen: Das Urpferd aus der Grube Messel ist nicht grösser als ein Foxterrier.

tieren, die im Schatten der Riesenechsen gelebt hatten. Nun kam ihre Zeit. Zahlreiche neue Formen entstanden, wandelten sich oder verschwanden wieder. Der Messelsee fabrizierte eine Art Schnappschuss dieses Grossversuchs der Evolution.

Zum Beispiel fanden die Forscher in den Ölschiefersedimenten des Sees bisher vier verschiedene Urpferdearten in etwa sechzig Exemplaren; Geschöpfe in Foxterrier-Grösse, die durch das Dickicht des urzeitlichen Regenwaldes streiften, Blätter und Trauben frassen. Das weiss man, weil oft sogar der Mageninhalt zu identifizieren ist. Gras gab es damals noch keines.

Ein anderer Star aus Messel, der in Basel nur als Abguss, aber dafür in einer Extra-Kabinettausstellung zu sehen sein wird, heisst Ida: ein Halbaffenfossil, das diesen Sommer für Furore sorgte, als es von einem Forscherkonsortium mit einem Höllentamtam zum angeblichen Missing Link zwischen den Uraffen und der Menschenlinie stilisiert wurde. Selbst Google präsentierte es einen Tag auf seiner Homepage. Wie bei vielen Säugetieren aus Messel ist bei Ida sogar das Abbild des Pelzes erhalten, so dass auch der Laie erkennt: Aha, ein Affe.

Fast so unglaublich wie die Fossilienfunde aus dem Messelsee ist die Geschichte der Grube Messel selbst. Seit 130 Jahren wird dort der

Ölschiefer abgebaut zur Herstellung von Paraffin oder Mineralölen. Bereits im Jahr 1875 stiessen Arbeiter auf das erste Krokodil. Trotzdem wurde die Grube bis 1971 wirtschaftlich genutzt, die erste wissenschaftliche Grabung begann 1966. Mit Ende des Bergbaus sollte jedoch weiterhin nicht die Wissenschaft zum Zug kommen, obwohl Paläontologen und private Fossilienjäger längst spektakuläre Funde gemacht hatten. Die Lokalpolitiker waren der Idee verfallen, die stillgelegte Grube zur Mülldeponie zu machen. Fast zehn Jahre kämpften Bürgerinitiativen gegen das Projekt, die Forscher gruben hektisch. Erst 1990 führten die teuren Sicherheitsauflagen, die ein Gericht den Deponiebetreibern machte, zum Aus des Müllvorhabens. 1995 dann nimmt die Unesco die Grube Messel als eine der bedeutendsten Fossilienfundstätten der Welt in ihre Weltnaturerbe-Liste auf.

Alle Parteien waren damals für die Deponie gewesen, nur die hessischen Grünen dagegen, darunter ein gewisser Joschka Fischer. Als Dank für seinen Einsatz benannten Paläontologen eine Tierart aus Messel nach dem späteren deutschen Aussenminister: *Palaeopython fischeri* – eine Schlange.

Die Ausstellung *Messel, Urpferd & Co.* ist ab dem 23. Oktober im Naturhistorischen Museum Basel zu sehen.

Traumprodukt mit Laser-Augen

Megan Fox wurde mit einer Szene im Roboterfilm «Transformers» zur ersten Sex-Ikone des 21. Jahrhunderts. Ob sie auch eine gute Schauspielerin ist, interessiert die Fans wenig. Sie sind mit ihren Fantasien beschäftigt. *Von Beatrice Schlag*

Diese Frau ist laut, auch wenn sie keinen Ton sagt. Kühle, türkisfarbene Laser-Augen, die Zunge vor allem in Männermagazinen häufig an der Oberlippe, der verschwenderisch tintenverzierte Körper eine frohe Einladung, die Kleider immer ein bisschen zu knapp für Klasse.

Jeder vergleicht sie mit Angelina Jolie, weil beide helle Augen, dunkle Haare und viele Tätowierungen haben. Der Vergleich stimmt trotzdem nicht. Angelina Jolie war nie nur sexy. Sie war ausserdem hochbegabt und immer auch etwas irritierend, mit der Ampulle von Billy Bob Thorntons Blut um den Hals, der innigen Küsserei mit Bruder James, der plötzlichen Uno-Mission. Als Lara Croft war sie zweifellos hinreissend, aber die sexuellen Fantasien von Zuschauern vertragen sich schlecht mit Anklagen schöner Frauen zum Flüchtlingselend in der Dritten Welt. Dann kam die erste Adoption, dann Brad Pitt und eine Kinder-schar, deren rasantes Anwachsen einen schwindlig machte. Angelina Jolie sieht nach wie vor grossartig aus. Aber neben den Träumen war da immer auch die Witterung, dass sie extravagant und damit vermutlich sehr anstrengend ist. Brad Pitt, selber kein Zwerg im Erwecken von Sehnsüchten, wirkt neben ihr zusehends angestrengter. Das beeinträchtigt die Vorstellung von Traumfrau. Sah Pamela Anderson, die Sex-Ikone der neunziger Jahre, auf Bildern je anders als gutgelaunt und abenteuerlustig aus?

Und dann war da plötzlich Megan Fox, die sich 2007 in Michael Bays Kassenfüller «Transformers» unvergesslich lasziv über einen Autokühler lehnte und mit einem ebenso aufregenden Körper wie Jolie das heitere Gegenteil verkörperte: ein Angebot von frechem Sex ohne Kompliziertheiten. Ihre Bilder verbreiteten sich im Internet und in Magazinen wie ein glücklich machendes Virus. Megan Fox war plötzlich überall. Das ist das Wesen von Sex-Ikonen. Man fragt nicht nach ihren Meinungen und Leistungen. Es interessiert einen nicht, ob «Baywatch» oder «Transformers» bleibende kulturelle Werte sind. Man ist mit seinen Fantasien beschäftigt.

Dabei hält Megan Fox mit ihren Meinungen nicht hinter dem Berg. Sie redet so viel und so unbekümmert, dass man staunt, wie wenig es ihrem Image bisher anhaben konnte. Über die Frau, mit der sie ständig verglichen wird, sagt sie: «Ich bin Angelina Jolie noch nie begegnet, und ich versuche es zu vermeiden, weil ich

Angst habe. Sie ist eine mächtige Person, und ich wette, sie würde mich bei lebendigem Leib auffressen. Es gab viele Filme, die ich ablehnen musste, weil ich nicht will, dass die Leute denken, ich versuche, sie zu imitieren.»

Viele Filme, die sie ablehnen musste? Megan Fox aus Memphis, Tennessee, ist gerade 23, war ein Model mit ein paar Soap-Auftritten und kleinen Filmrollen, an die sich kein Mensch erinnert, als ihr Auftritt als menschliches Wesen inmitten kriegerischer Roboter sie auf die Titelnbilder so unterschiedlicher Magazine wie *Maxim*, *Cosmo Girl*, *GQ*, *Entertainment Weekly* und *Elle* katapultierte. Seither hat sie in dem «Transformers»-Sequel «Revenge of the Fallen» mitgespielt, wobei sie «spielen» für das falsche Wort hält: «In «Transformers» geht es nicht um Schauspielerei. Du weisst genau, wenn der Regisseur «Action!» ruft, musst du entweder losrennen oder schreien oder beides. Ich bin fürchterlich in den Filmen, die ich ansonsten nicht schlecht finde. Aber ich war nicht stolz auf das, was ich darin zu tun hatte.» Von ihrem schauspielerischen Talent, schätzt Fox, seien da allenfalls ein paar Prozent zu entdecken.

Herumsitzen in Unterwäsche

Noch harscher als mit sich ging sie mit Regisseur Michael Bay ins Gericht: «Auf dem Set will er Hitler sein, und genau das ist er. Es ist ein Alptraum, für ihn zu arbeiten. Aber wenn man ihn in einem privaten Moment erwischt, mag ich ihn, weil er so hoffnungslos neben den Schuhen ist. Er ist verletzbar und fragil und hat keinerlei soziale Fähigkeiten.» So redet man in Hollywood selten ungestraft über Regisseure, deren Filme 700 Millionen Dollar einspielen. Dass Megan Fox trotzdem in der nächsten Fortsetzung von «Transformers» mitspielen wird, erzählt etwas über das, was sie selber dank Michael Bay geworden ist: eine Superfrau für sexuelles Begehren, unentbehrlich in einer Roboter-Fiction, für die Männer nur dann millionenfach Eintritt bezahlen, wenn es neben Feindesland auch anderes zu erobern gibt.

«Ich habe mich nicht entschieden, Schauspielerin zu werden, weil ich für meine Schachkünste respektiert werden wollte,» sagt Megan Fox. «Es gehört zu Hollywood, dass man als attraktiv wahrgenommen wird. Wir sind Produkte mit Brüsten.» Sie hat recht. Und wenn sie sagt, sie habe in Aufnahmestudios für Männermagazine, wo sie meist in Unterwä-

sche herumsass, bis man sie mit einem Eiswürfel auf der Zunge oder ähnlich originellen Requisiten für coole weibliche Hitzigkeit fotografierte, halt auch dummes Zeug geredet, weil sie dachte, sie müsste zu den Fotos passende Dinge sagen, kann man dem durchaus folgen. Leider bleiben dann im Internet jahrelang Sätze stehen wie: «Ich hab einfach sexuelles Selbstvertrauen. Es kommt irgendwie aus meinen Poren. Ich war immer schon übersexuell. Es ist nichts, was ich anschalten muss.» Dass sie nur Monate später gesteht, sie sei bis zur Schmerzgrenze unsicher, wird viel rascher vergessen werden, weil einen die Zweifel von Traumfrauen nicht kümmern. Was im Hirn haften bleibt, ist die Vorstellung von übersexuell. Keiner weiss, was das genau bedeuten soll. Aber die kuriose amerikanische Wortschöpfung «übersexual» fehlt in keinem Artikel über Megan Fox.

Hugh Hefner ist dran

Am 20. September wurde beim Filmfestival in Toronto «Jennifer's Body» erstmals gezeigt. Die Verfilmung des von vielen erwarteten zweiten Drehbuches von Diablo Cody, die als Autorin von «Juno» im letzten Jahr einen Oscar gewonnen hatte, zeigt Megan Fox in ihrer ersten Hauptrolle. Sie spielt darin einen von allen begehrten Highschool-Teenager, der besonders zudringliche Mitschüler verspeist. Keine Vampirin, obwohl sie durchaus in Hälsa beißen kann, sondern einen mörderischen Racheengel. «Die Kritiker werden Megan Fox' schauspielerische Fähigkeiten verspotten», prophezeite die *New York Times* über den Film, «aber ihre krude, leere Darstellung sagt etwas über ihre Figur, nicht über ihr Talent.» Aber die meisten US-Kritiker waren weniger streng mit der Hauptdarstellerin als verwirrt über das blutige Schüler-Horrorwerk.

«Jennifer's Body» läuft seit Ende September in den USA und hat noch nicht einmal die bescheidenen sechzehn Millionen Dollar eingespielt, die der Film gekostet haben soll. In der Schweiz wird er voraussichtlich gar nicht in die Kinos kommen. Der Kassenflop wird dem Erfolg von Megan Fox wenig anhaben. Genau so wenig, wie die vielen schlechten Filme, in denen Pamela Anderson vor und nach «Baywatch» mitspielte, etwas an der Begeisterung für sie änderten. Hugh Hefner sagte vor kurzem, er wolle Megan Fox für einen *Playboy*-Titel gewinnen. Man darf annehmen, dass seine Chancen gut sind. ○



«Es kommt irgendwie aus meinen Poren»: Superfrau Fox, 23.

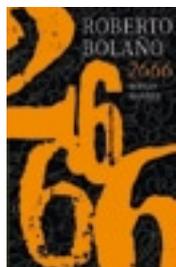
14 Tage Höllentrip

Unser Autor hat sich ein fast übermenschliches Ziel vorgenommen: In zwei Wochen las er die gesamte Bestsellerliste. Für das Abenteuer verzichtete er auf Verabredungen und Champions-League-Spiele. Ein paar Gläser Wodka und kalte Duschen halfen. *Von Mikael Krogerus*



«Wer war der Fahrer?»: Autor und Testleser Krogerus.

Die Bestsellerliste vom 30. September 2009

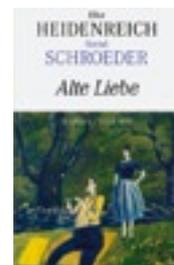


Nr. 10: Roberto Bolaño:
2666. Hanser. 1095 S.,
Fr. 51.–

Gleich mit dem ersten Buch hatte ich ein Problem. Es war sehr schwer, wog mehrere Kilogramm. Und es war auch schwer zu lesen. Ich brauchte mehrere Anläufe und verschiedene Strategien, um ihm beizukommen. Mal kippte ich vor der Lektüre drei Wodka, mal duschte ich kalt. Es blieb: eine Herausforderung. Bolaño zu lesen, ist körperliche Arbeit. Man verzettelt sich, greift nach den wenigen roten Fäden wie ein Ertrinkender nach Brettern, versucht, Bilder zu dechiffrieren, Querverweise zu erinnern, Anspielungen

zu verstehen, wenigstens überhaupt irgendwas zu verstehen. Bolaño verweigert sich jeglicher herkömmlichen Erzählstruktur.

Worum ging es noch mal? Vier Literaturkritiker suchen in einem mexikanischen Höllenort den legendären Schriftsteller Archimboldi, der 800 Seiten später erstmals auftaucht – und das ist nur die Rahmenhandlung. Man wird den Verdacht nicht los, dass es eigentlich fünf verschiedene Bücher waren, die Bolaño im Drogenrausch mit einem gewaltigen Bostitch zusammentackerte und die der überforderte Verlag als ein Werk publizierte. Wären es fünf verschiedene, könnte ich Band drei und vier empfehlen. «2666» ist der Titel dieses ziegelsteinschweren Wälzers. Ich denke, er bezieht sich auf das Jahr, in dem die Menschheit die tiefere Bedeutung des Romans entschlüsseln wird.



**Nr. 9: Elke Heidenreich,
Bernd Schroeder: Alte
Liebe. Hanser. 192 S.,
Fr. 32.90**

«Alte Liebe» von Elke Heidenreich und Bernd Schroeder handelt davon, was über Sechzigjährigen passiert, wenn ihnen die Liebe abhandenkommt. Der Plot ist, vor allem nach Bolaños Höllentrip, geradezu lächerlich: Er (Harry) hat sich zurückgezogen, werkelt in seinem Garten, trinkt Bier. Sie (Lore) lebt in ihren Büchern und die beiden aneinander vorbei. Sie sind eine Arbeitsgemeinschaft, ihr Kitt die Gewohnheit.

Die bevorstehende (dritte) Hochzeit ihrer Tochter nehmen die beiden zum Anlass, mal ein wenig über sich nachzudenken. Irgend-

wann finden sie wieder zueinander, und in der Hochzeitsnacht der Tochter treiben es die beiden wie in alten Tagen. Am Ende des Buches stirbt die Frau. Und der Mann liest ihre Lieblingsbücher.

Was ist hier los? Heidenreich und Schroeder, eigentlich klasse Schreiber, unterfordern den Leser und sich selbst mit Trivialitäten! Ich bin mir trotzdem sicher, dass sich eine ganze Generation in dem Buch wiederfindet. All die Frauen, die sich vom Leben betrogen fühlen, und all die Männer, die einfach ihre Ruhe haben wollen. Das Buch will uns, glaube ich, daran erinnern, dass man das Feuer auch nach Jahren noch schüren kann, dass Treue etwas wert ist, dass es sich vielleicht doch lohnt, vierzig Jahre mit dem gleichen Langweiler zusammenzubleiben. Es ist ein Buch für meine Mutter. Ich hoffe, sie wird es nie lesen.



Nr. 8: Joy Fielding: Im Koma. Goldmann. 480 S., Fr. 36.90

Nach dem seichten Beziehungsroman geht es auf Platz acht zur Sache: Junge Frau wird in voller Absicht von einem Auto überfahren. Casey, so heisst sie, liegt im Koma, ist aber nicht ganz weg: Sie hört alles, die Gespräche der Ärzte, das Gerede ihrer Freundinnen, das Gejammer ihrer Schwester, die scheinheiligen Liebesbekundungen ihres Mannes. Aber wer war der Fahrer?

Wie beim «Tatort» benehmen sich eigentlich alle Figuren verdächtig, und jeder hat ein Motiv. Der Täter entlarvt sich leider selbst nach vierzig Seiten. Es ist so offensichtlich, dass man bis zuletzt auf eine doppelbödigere Narration hofft. Vergebens. Was bleibt, ist die geniale Idee, einen Krimi aus der Perspektive einer Koma-Patientin zu schreiben. Der Rest aber, die Prosa («Sie zielte auf das Herz ihres Mannes und fragte sich, ob er überhaupt eins hatte»), die blassen Charaktere, der ganze Überbau – langweilig. Man wünscht sich, James Ellroy hätte die gleiche Idee gehabt.



Nr. 7: John Grisham: Der Anwalt. Heyne. 447 S., Fr. 39.90

Herr Grisham blickt uns vom Umschlagfoto mit der eiskalten Siegesgewissheit eines Mannes an, der seit 1988 jedes Jahr ein Buch geschrieben hat und jedes

Mal einen Bestseller landete. Er hat das Genre des Justizthrillers praktisch erfunden. Sein Blick sagt: Ich bin erhaben über jede Kritik. Also dann.

Die Handlung kommt einem bekannt vor: Angehender Jung-Staranwalt (Yale University) wird von seiner eigenen Vergangenheit

(Sex auf einer Party mit einer komatösen Schlampe) eingeholt. Ein Handyvideo belastet ihn. Er wird erpresst und muss Akten seiner Mandanten ausliefern – wäre «Die Firma» nicht auch von Grisham, würde man ihm Plagiat vorwerfen.

Zwei Dinge, die ich an Grisham liebe: Er braucht nur zwei Sätze, um einen zu fesseln. Und: die faszinierenden Innenansichten der Wall-Street-Anwaltskanzleien. Das Ende aber ist eine fette Enttäuschung. Als ob Grisham sich mit dem Abgabetermin etwas verschätzt hätte, tippt er ein lustloses Finale runter (der junge Staranwalt kommt irgendwann auf die Idee, sich selbst einen Anwalt zu nehmen und das FBI einzuschalten, woraufhin die Erpresser ihn in Ruhe lassen). Das Buch ist trotzdem beste Unterhaltung. Man kann sich nicht wirklich vorstellen, es zu kaufen; es ist mehr eines, das man von einem Freund borgt oder in der zerlesenen Bibliothek eines Gäste-Chalets findet und noch in derselben Nacht verschlingt.



Nr. 6: Charlotte Link: Das andere Kind. Bantam. 667 S., Fr. 45.90

Charlotte Link ist die deutsche John Grisham: Seit 1986 schreibt sie praktisch jährlich Bestseller. In ihrem jüngsten verknüpft die Thriller-Expertin routiniert auf über 600 schnell gelesenen Seiten zwei Gedanken.

Erstens: Alle Menschen haben eine dunkle Seite; zweitens die alte Ermittlerweisheit: Der Mörder ist immer der, den man intuitiv zuerst verdächtigt. Der Stoff: Behinderter Junge («das andere Kind») wird nach dem Krieg den Ziehltern lästig und an einen sadistischen Bauern verkauft. Dreissig Jahre später taucht er wieder auf – und der Wahnsinn nimmt seinen Lauf. Fragen, die Link umtreiben: Warum machen Menschen so was? Wie können sie mit ihrer Schuld leben? Und dann natürlich: Hätte ich es anders gemacht? Die Antwort nach der atemlosen Lektüre: keine Ahnung.

Erstens: Alle Menschen haben eine dunkle Seite; zweitens die alte Ermittlerweisheit: Der Mörder ist immer der, den man intuitiv zuerst verdächtigt. Der Stoff: Behinderter Junge («das andere Kind») wird nach dem Krieg den Ziehltern lästig und an einen sadistischen Bauern verkauft. Dreissig Jahre später taucht er wieder auf – und der Wahnsinn nimmt seinen Lauf. Fragen, die Link umtreiben: Warum machen Menschen so was? Wie können sie mit ihrer Schuld leben? Und dann natürlich: Hätte ich es anders gemacht? Die Antwort nach der atemlosen Lektüre: keine Ahnung.



Nr. 5: William P. Young: Die Hütte. Allegria. 304 S., Fr. 32.90

Dies ist vermutlich das interessanteste Buch der Liste. Auf jeden Fall das bislang am meisten verkaufte (zehn Millionen Exemplare). Wer anfangs nicht

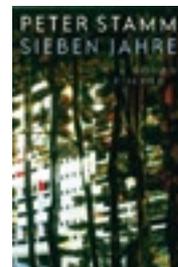
ahnt, worauf es hinausläuft, wird glauben, er sei bei Stephen King: Siebenjähriges Mädchen wird von Kinderschänder entführt und in einer abgelegenen Hütte bestialisch ermordet.

Die grausame Ungewissheit, die Entdeckung des furchtbaren Verbrechens, die zerstörerischen Selbstvorwürfe des Vaters – all

das wird rücksichtslos beschrieben. Die Familie zerfällt. Der Mann verliert – eigentlich logisch – den Glauben an Gott. Vier Jahre nach dem Mord erhält der Mann, er heisst Mack, eine Nachricht: «Ich habe dich vermisst, komm und besuche mich in der Hütte. Papa.» Ist es sein verstorbener Vater? Ist es der Mörder, der ihn aus irgendeinem perversen Grund heimsuchen will? Das sind die ersten, starken achtzig Seiten des Buches.

In der Hütte trifft Mack dann nicht auf den Mörder, sondern auf einen unendlich liebenden Gott (eine schwarze Frau), auf Jesus (ein Zimmermann in Jeans) und auf den Heiligen Geist (eine sexy Asiatin). Mit der Dreifaltigkeit hat er eine Art Therapiewochenende. Und der Autor dreht ein ganz grosses Rad: Wo war Gott, als das Mädchen entführt wurde? Es geht um das Theodizee-Problem: Wie kann es Gott geben, wenn es so viel Leid gibt? Im Laufe der Gespräche verzeiht Mack zuerst Gott, dann sich selbst, dann seiner Tochter (warum?) und am Ende dem Mörder (warum?). Zurück in der wirklichen Welt, erkennt er, dass man mit jedem Schmerz, so gross und untragbar er auch scheinen mag, leben kann. Weil wir nie alleine sind. Schön.

Ich war, ehrlich gesagt, geschockt, dieses Buch auf der Bestsellerliste zu finden. Klar, dass so was (Gott, eine schwarze Frau) den einen oder anderen Evangelikalen im Bibeltasche der USA erregt. Aber in der aufgeklärten Schweiz? Wer liest so was? Wer, Pardon, glaubt noch an Gott? Zwei Bücher später erappte ich mich dabei, immer noch über «Die Hütte» nachzudenken. Auch seit langem mal wieder über Gott. Vermutlich genau darum ging es Young.



Nr. 4: Peter Stamm: Sieben Jahre. S. Fischer. 298 S., Fr. 33.90

Auf Platz vier endlich ein schlankeres Buch! Und auch noch von Peter Stamm, Meister der Präzision und Knappheit! Sein vierter durchaus lesenswerter Roman

ist eine klassische Dreiecksgeschichte: Verheirateter Mann hat eine Geliebte. Die drei miteinander verschwurbelten Biografien sind, jede für sich und in der Beziehung zu den anderen, eine Ansammlung beklemmender Lebenslügen. Sonja, die Ehefrau, ist klug, charmant, attraktiv. Iwona, die Affäre, ist in sich gekehrt, schlapper Körper, unreine Haut; sie sieht aus wie jemand, «der jede Hoffnung aufgegeben hat, irgendwem zu gefallen, und sei es sich selbst». Dennoch wird aus der ersten Begegnung eine jahrelange Abhängigkeit.

Stamms konsequente Dekonstruktion von Lebenslügen fasziniert, auch wenn das Motiv ein recht sicherer Hafen postmoderner Erzählkunst ist: Es soll weh tun beim Lesen, und weil

einem das so unmissverständlich diktiert wird, wirkt das Ganze ein wenig aufgesetzt. Dass die unsentimentale Erzählung fast ohne Furiosität auskommt, verleiht der Geschichte zwar eine flüssige Genauigkeit, aber auch eine Greifbarkeit, die langweilt.

Die zwei kollidierenden Liebeskonzepte sind zu bekannt: hier die zugeschnittene Eigenheimidylle mit einem Sexleben nach Kalender, dort die triebhafte Begierde ohne Alltag. Auch der Protagonist, Alex, ist eine ebenso stereotype wie nervtötende Männerfigur. Einer, der seine eigene Entwicklung verpasst hat, sich auf nichts wirklich einlässt, einer, der zu vielem im Leben aus Zufall ja gesagt hat und zu vielem aus Faulheit nicht nein. Alex gehört vermutlich zu jener Generation intellektueller Männer, die am reibungsvollen Alltag familiärer Netze vorbeisegeln können, weil irgendeine Frau ihnen den Rücken freihält. Männer, die in ihrem Selbstverständnis Literaten, Architekten, Visionäre oder Künstler sind – und nicht Väter, Ehemänner, Liebende oder Freunde. Männer, die, wenn überhaupt, berufliche Entscheidungen treffen.



Nr. 3: Cecelia Ahern: Zeit meines Lebens. Krüger. 362 S., Fr. 32.90

Mein Jammern über Stamm bereute ich sofort, als ich Ahern zu lesen begann. Der Plot: Kaltherziger Geschäftsmann trifft in einem Bettler sein Alter Ego und wandelt

sich zu einem Menschenfreund. Das Ganze geschrieben im Tonfall eines Kinderbuches aus den 1950ern. Die Autorin Cecelia Ahern ist erst 28, ironiefrei und dank ihrer Bücher («PS, I love you») sehr reich.

Was darf man daraus schliessen? Es gibt verschiedene Theorien über die Bestsellerliste. Eine der populärsten lautet: Die Leute kaufen einfach alles, was auf der Liste steht. Eine andere Theorie besagt, dass Bestseller gekauft, aber nicht gelesen werden. Nach der Lektüre von Cecelia Ahern lässt mich letztere Theorie mit einer gewissen Zuversicht auf den geistigen Zustand unseres Landes blicken.



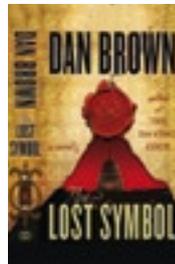
Nr. 2: Hugo Loetscher: War meine Zeit meine Zeit. Diogenes. 408 S., Fr. 39.90

Auf Platz zwei ein toter Mann: Hugo Loetscher, der grosse Schweizer Essayist. «War meine Zeit meine Zeit» klingt auf den ersten

Seiten nach Altherrenprosa: in ihrer Präzision ermüdende Alltags-Beobachtungen, abgedroschenste Allegorien («Das Leben ist ein Fluss») und jede Menge klassische Bildung. Dann plötzlich aber nach vierzig Seiten unerwartet

zärtliche Sätze, in denen mehr passiert als in einem ganzen Roman von Cecelia Ahern: «Er war ein Mann, den ich gerne gern gehabt hätte» (Loetscher über seinen Vater). Er pflegte eine Form der literarischen Reisereportage, die heute kaum mehr möglich ist. Wer es doch versucht (Christian Kracht etwa), wird des Fabulierens oder, schlimmer noch: des Erfindens bezichtigt. Loetscher aber sieht man alles nach, auch wenn man bei jeder zweiten Anekdote fragen möchte: Wie konnte er sich all diese Details merken?

Loetscher, und dafür muss man ihn lieben, schien verinnerlicht zu haben, dass die Wahrheit zu langweilig ist, als dass man sie nicht um ein paar gute Geschichten erweitern müsste. Ich mochte, was er über die Liebe schrieb, mir gefiel sein Seitenhieb auf die biometrischen Pässe («Auf dem Foto darf, selbst wenn es gut ausgeleuchtet ist, nicht gelächelt werden. Ich hatte immer gemeint, mein Lächeln sei charakteristisch, wenn nicht gar verräterisch»). Das Buch war meine erste Reise ins Loetscher-Tal. Ich werde wiederkehren.



Nr. 1: Dan Brown: The Lost Symbol. Bantam Books, 528 S., Fr. 39.90

«The Lost Symbol» wird, wie «Das Sakrileg», ein grosser Erfolg. Die Leute lieben Dan Brown, und die Rezensenten lieben ihn doch auch. Hat irgendwer

was Schlechtes geschrieben? Und selbst wenn, Brown weiss zu genau, was wir wollen. Diesmal schickt er Robert Langdon auf eine gewaltige Schnitzeljagd durch Washington D. C., die Rätsel drehen sich um Freimaurer-Triviale (am Ende geht es um die Frage nach dem allerersten Wort der Menschheit), und der Bösewicht ist dieses Jahr ein kastrierter Racheengel mit einem tätowierten Riesenpenis.

Nach zwei Dritteln gibt es eine interessante Wendung – die ich nicht kommen sah –, die die bisherigen Ereignisse in einer grausamen Logik genial miteinander verbindet. Browns neoreligiöse Nettobotschaft: Wir sind alle göttlich. Das ist harmlos im Vergleich zum «Sakrileg», an dessen Ende sich erweisen sollte, dass Jesus Christus mit Maria Magdalena eine Familie gegründet hatte, deren Nachfahren bis auf den heutigen Tag lebten (eine These, die man durchaus beiläufig ins intelligente Tischgespräch einfließen lassen konnte, um anwesende Katholiken zu brüskieren).

In Erinnerung bleibt nicht viel von «The Lost Symbol», vielleicht am ehesten die übelgelaunte CIA-Direktorin, die Langdon in einer starken Szene anherrscht: «Next time a CIA-Director tells you she has a national security crisis leave the bullshit in Cambridge.» Und ein wenig ist es das, was man auch Brown sagen will: Würde man ihm verbieten, im Inter-

net nach halbgaren Verschwörungstheorien zu surfen und seine Hauptdarsteller wie Lexika sprechen zu lassen, er stünde vor einer echten schriftstellerischen Herausforderung.

Was haben wir nach der Lektüre der Top Ten erfahren? Vier von zehn Büchern auf der Bestseller-Liste waren Thriller, zwei widmeten sich dem Glauben («Die Hütte» und «The Lost Symbol»), zwei verhandelten im weitesten Sinne Nahtod-Erlebnisse («Im Koma» und «Das andere Kind»), eines war ein Nahtod-Erlebnis («2666»). Die meisten Bücher waren echte *page-turner*. Und doch fehlte etwas, das schwer zu benennen ist: das Unvernünftige, Masslose, das grosse Romane immer ausgezeichnet hat. Die zehn Bücher wirken, bis auf den sperrigen Bolaño, sehr berechnend geschrieben, in der routinierten Gewissheit, dass es einen Markt für sie gibt. Aber nicht alles war schlimm diese Woche. Wenigstens blieben mir die skandinavischen Krimis mit ihren links-langweiligen Ermittlern erspart. Und ich musste vor Dankbarkeit fast weinen, als ich feststellte, dass Paulo Coelho erst eine Woche nach meiner Lektüre in die Liste stürmte. Auch wahr ist: Ich konnte die Bücher nachts im Bett nicht aus der Hand legen, verpasste Champions-League-Spiele und Verabredungen mit schönen Frauen. Kurz: Für satte vierzehn Tage passierte mir etwas, das einem viel zu selten widerfährt: Ich verlor mich in Büchern. ○

suche.ch
Das Schweizer Internet-Portal
jetzt noch besser!
einfacher - schneller - genauer

schon besucht?

- schoenheit.ch
- coiffeursalons.ch
- nagelstudios.ch
- kosmetikstudios.ch
- ausflüge.ch
- lastminutereisen.ch
- onlineshops.ch
- wetterbericht.ch**

Lob des Wildschweins

Asterix und Obelix feiern den fünfzigsten Geburtstag, und mit ihnen der Traum des kleinen Franzosen vom unbesiegbaren Gallien. Ein Ständchen zu Ehren ihrer Unsterblichkeit. Von Daniele Muscionico

Sie sind das A und das O des gezeichneten Ungehorsams: Asterix und Obelix, die Partisanen im Kampf gegen den machthungrigen Goliath, das expansionswütige Rom. Ihr Dorf ist der einzige Ort Galliens, der römerrfrei ist – und bleiben wird, solange der ehrwürdige Miraculix mit seiner goldenen Sichel die Misteln von den Bäumen schneidet und den Zaubertrank braut, die Geheimwaffe des Widerstands. Nur übermenschliche Kräfte halten Asterix, Obelix und die Résistance bei Laune, damit sie dem Feind die Stirn bieten. Denn bei näherem Besehen sind die Helden von unheldenhafter Natur.

Asterix, kleinwüchsig (119 cm), asexuell, ein dürftiges Ruhmesblättchen seines Geschlechts. Er hat seinen Bizeps im Kopf und führt seine Männlichkeit in der Scheide. Als Stammesvater von Nicolas Sarkozy ist er der kleine Mann, der heiss läuft. Asterix macht alles und Obelix erledigt den Rest, könnte das Bonmot lauten, das einst auf Chirac gemünzt war. Seine Verdienste sind zwar Legion (um im feindlichen Terminus zu reden): Im Kampf gegen die römischen Invasoren bringt er den Briten den Tee auf die Insel, zuvor trank man dort Schlag fünf Uhr nur dünnes Wasser mit Milch. Asterix hat noch vor den Wikingern Amerika entdeckt, eine zweite ruhmreiche Kulturleistung. Doch ohne Obelix wäre Asterix, das gallische Hähnchen, verloren.

Ein Herz für Hund, Frau und Hinkelstein
Obelix, gross gewachsen (die Angaben schwanken zwischen 190 und 210 cm), die Körperform eines Bratspiesses, Liebhaber von Hinkelsteinen, Raufereien und Frauenherzen, in der genannten Reihenfolge. Er ist als Säugling in den Topf mit Zaubertrank gefallen und steht seitdem umwerfend in der gallischen Landschaft. Obelix, der Grossmütige, ist allzeit bereit, auch dafür, sein Liebstes zu verschenken. Hinkelsteine aus seiner Produktion können noch heute auf einem Menhirfeld bei Carnac (zum Beispiel) besichtigt werden. Grossherzig ist Obelix auch ein Freund der Tiere. Sein Hund Idefix ist der einzige als ökologisch bekannte Vierbeiner, der aus Verzweiflung aufheult, wenn ein Baum gefällt wird. (Oder denkt er dabei nur ans eigene Geschäft?) Obelix liebt Tiere, vornehmlich gebraten und gesotten. Und was er dazu mit Wildschweinen alles anzustellen weiss ...

Wildschweine, für den Pseudolateiner «singularis porcus». Dank Obelix erhalten sie bei

Goscinny und Uderzo den Ehrenplatz in der Comic-Geschichte, der ihnen seit je verwehrt geblieben war. Obelix und sein Appetit sind ein Herz und eine Seele und stets dafür besorgt, dass das Wildschwein zu seinem Recht kommt. Und nicht nur am Spieß und auf dem Teller. Während der Olympischen Spiele sitzt ein Exemplar gar als Maskottchen auf der Tribüne mitten unter den Dorfbewohnern. Das europäische Wildschwein ist, wortwörtlich, Asterix' und Obelix' stärkster Running Gag.

Eine Garnison Römer als Geschenk

Obelix isst es gebraten im Gasthaus «Zum Wildschwein in Weinsosse» oder im «Zum bekehrten Barbaren», auf Empfehlung von Asterix, der es wieder einmal besser weiss. Er verpeist es bei den Briten im Wirtshaus «Zum lachenden Wildschwein», dort allerdings nur gekocht und ersäuft in einer jämmerlichen Pfefferminzsoße – womöglich ist die britische Küche schon sehr früh die billigste Waffe gegen Eindringlinge ... Wildschwein à la crème bekommt Obelix bei den Normannen, eine Abwandlung von Erdbeeren mit Schlagsahne, nur dass der Normanne («Die spinnen, die Normannen!») statt der Erdbeeren Wildschweine nimmt. Eine Zumutung an das Tier, kommentiert Obelix: «Das arme Schwein!» Die normannischen Beeren-Schweine mitgezählt, hat er in seinem Leben 125 Tiere weggeputzt.

Das Resultat lässt sich sehen. Doch dick ist Obelix nicht, er hat nur einen starken Knochenbau. Und sofern man ihn auf diesen nicht anspricht, ist der Grosse von allerzufriedenster Natur. Dass ihn die Dorfbewohner zum Wiegenfest eine ganze Garnison Römer alleine verprügeln lassen und ihm dabei ein Ständchen bringen, zeugt von Respekt. Für alle anderen hat Obelix einen weisen Rat: «Ihr leidet unter der Zwangsvorstellung, dass ihr zu dick seid, und das macht euch krank. Dabei gibt es gar keinen Grund, krank zu sein, weil man dick ist!» Zum Geburtstag mögen ihm 125 mürbe Wildschweine vor seinen Hinkelstein laufen.

Zum Jubiläum erscheint Band 34, «Asterix und Obelix feiern Geburtstag – Das goldene Buch».



Die Barbaren waren besser als ihr Ruf

Die Vandalen sind der Inbegriff Zerstörungswut. Eine grosse Ausstellung in Karlsruhe und eine Reise auf den Spuren des verrufenen germanischen Stammes nach Nordafrika zeigen jetzt: Die Barbaren lebten erstaunlich zivilisiert und manierlich. *Von Malte Herwig*



Schrecken der Römer: Die Truppen des Vandalenkönigs Geiserich fallen im Jahr 455 in Rom ein.

Der Schrecken der alten Römer trägt Pilzkopfrisur und Hose. «Ein waschechter Vandale», freut sich Harald Siebenmorgen und zeigt auf die Überreste eines grossen Jagdmosaiks aus dem Karthago des frühen 6. Jahrhunderts, auf dem der dingfest gemachte Barbar wie ein antiker Superheld mit wehendem Umhang von links nach rechts reitet. Kein Wunder, denkt man sich angesichts des flotten Reiters, dass bereits Plinius der Ältere um 70 nach Christus in seiner Naturgeschichte von den «Vandili», den «Gewandten, Beweglichen», schrieb.

Der Besuch im Nationalmuseum von Bardo in Tunis ist der Höhepunkt einer Reise auf den Spuren der Vandalen, zu der Siebenmorgen gemeinsam mit dem tunesischen Fremdenverkehrsamt geladen hat. Seit achtzehn Jahren ist er Direktor des Badischen Landesmuseums, unzählige Male hat er das nordafrikanische Land bereist und bereits vor fünf Jahren dem

punischen Feldherrn Hannibal eine grosse Ausstellung gewidmet.

Siebenmorgen, so scheint es, hat ein Faible für antike Bösewichte. Am 24. Oktober sind die Vandalen dran. Dann beginnt in Karlsruhe die grosse Landesausstellung, die sich nicht weniger als die Ehrenrettung des übel beleumundeten germanischen Volksstammes auf die Fahnen geschrieben hat. Denn in jüngster Zeit entdecken Kulturhistoriker und Archäologen an dem verrufenen Barbarenstamm zunehmend zivile Seiten.

Aufsehenerregendes Panorama

Es ist ein aufsehenerregendes Panorama römisch-frühchristlicher und byzantinischer Kultur in Nordafrika, das jetzt zum ersten Mal in Deutschland gezeigt wird, bevor es 2011 auch in Tunis zu sehen sein wird. Rund 300 Objekte aus Tunesien stellen die Karlsruher

aus, darunter die Silberschale des letzten Vandalenkönigs, Gelimer, sowie die beiden einzigen bekannten vandalischen Bauinschriften: aus der Basilika von Henchir el-Gousset und den Thermen des Gebamund. Zu den zahlreichen Leihgaben aus tunesischen und europäischen Museen kommen anschauliche Rekonstruktionen, etwa der vandalenzeitlichen Villa von Sidi Ghrib oder die originalgetreue Kopie des mosaizierten Taufbeckens von Kelibia.

Die Vandalen, das sollen die hier versammelten Fibeln, Ohrringe und Mosaik suggerieren, lebten manierlicher, als man bisher vermutete. Statt die römische Kultur zu zerstören, nisteten sie sich darin ein – als Erben nicht nur des Imperiums, sondern auch seiner zivilisatorischen Errungenschaften. Selbst die Plünderung Roms durch die Truppen des Vandalenkönigs Geiserich im Jahr 455 erscheint so als Ausdruck schmeichelhaften Kulturverlangens

auf Seiten der Germanen. Es sei den Vandalen, schreibt der Berliner Althistoriker Alexander Demandt im Ausstellungskatalog, nicht um mutwillige Zerstörung gegangen, sondern um die Aneignung von Kulturgut: «Wenn Vandalismus Gewalt gegen Kultur ist, dann ist Kunstraub kein Vandalismus, vielmehr ein Kompliment für Kultur und allenfalls Gewalt gegen deren Besitzer.» Gewalt gegen Kultur, präzisiert Demandt, solle richtiger «Jakobinismus» heißen. Die geplünderten Römer hätten sich wohl geschmeichelt fühlen sollen.

Sprichwörtliche Zerstörungswut

Dass die Vandalen sprichwörtlich für öffentliches Fehlverhalten und Zerstörungswut wurden, verdankt der Germanenstamm einem welschen Kleriker. 1794 geisselte der Abbé Henri-Baptiste Grégoire im Konvent zu Paris die Zerstörung von Kunstwerken und Büchern durch die Jakobiner als «Vandalismus». Eine Polemik mit Folgen, gegen die sich das untergegangene Völkchen nun nicht mehr wehren konnte, zumal sich die Vandalen ihren schlechten Ruf auf den ersten Blick nicht zu Unrecht verdient hatten. Allenfalls in der deutschen Nationalbewegung genossen die bärtigen Vorfahren den zweifelhaften Ruf als «germanisches Heldenvolk».

Um die Wende zum 5. Jahrhundert machten sie sich unter ihrem König Godegisel von Osteuropa gen Spanien auf, nicht ohne Gallien auf der Durchreise als rauchenden Scheiterhaufen zu hinterlassen, wie ein zeitgenössischer Chronist klagte. Zu der Zeit war das Weströmische Reich bereits das, was man heute als «failing state» bezeichnen würde – ein Umstand, der von zahlreichen kriegerischen Barbarenstämmen genutzt wurde, die in Gallien und Spanien einfielen und die bisher dort herrschenden Römer zu Schattenkaisern machten.

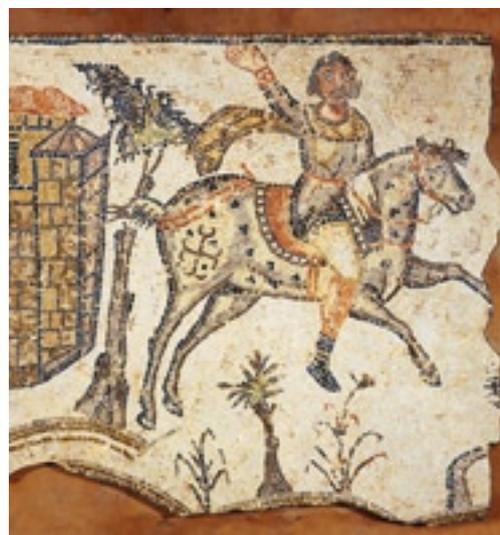
Doch auch in Spanien hielt es die rastlosen Reiter nicht lange. Im Jahr 429 wagte der Vandalenkönig Geiserich (425–477) den Sprung nach Afrika und überquerte mit 80 000 Mann die Meerenge von Gibraltar. Die Karlsruher Ausstellung inszeniert das für damalige Zeiten enorme Unternehmen anschaulich mit einem Modell der vandalischen Flotte.

Die Landung in Afrika markierte den Anfang einer rund hundert Jahre währenden Zeit der Machtfülle und wirtschaftlichen Blüte des nun entstehenden Vandalenreichs, dessen Stärke Geiserich den Ruf als «König des Landes und des Meeres» eintrug. Die Eroberungen von Hippo Regius (431) und Karthago (439) festigten den Ruf der Vandalen als unverwundliche Kämpfer. Die römische Oberschicht mochte zwar die Nase rümpfen über die bauernschlaun Barbaren – an Mut und Verwegenheit der Vandalen zweifelten auch ihre Feinde nicht.

Auf dem Höhepunkt ihrer Macht plünderten Geiserichs Truppen im Jahr 455 Rom

und nahmen alles mit, was nicht niet- und nagelfest war. Sogar die vergoldeten Bronzeziegel des Jupitertempels auf dem Kapitol wurden eingesackt und zusammen mit der versklavten römischen Elite nach Afrika verschifft. Nachdem sie allen Angriffen standgehalten hatten, wurden die Vandalen 533 so unerwartet wie endgültig von der Armee des oströmischen Kaisers Justinian I. geschlagen, ihr Reich brach wie ein Kartenhaus zusammen und machte neuen Herrschern Platz: Erst Byzanz, dann dem sich ausbreitenden Islam.

Angesichts ihres jähen Endes stellt sich die Frage, wie die zahlenmäßig weit unterlegenen vandalischen Eroberer überhaupt fast hundert Jahre lang über eine mehr als dreissigmal grössere römische Provinzbevölkerung herrschen konnten. Die Antwort – und gleichzeitig das Dilemma der Ausstellung – lautet: durch konsequente Assimilation römisch-frühchristlicher Sitten und Gebräuche. Das zeigt zum Beispiel der in Karlsruhe ausgestellte Sarkophag von Lamta, auf dem neben Jagdszenen auch christliche Motive zu erkennen sind. Die



«Waschechter Vandale»: Mosaik aus Karthago.

Vandalen hingen dem arianischen Glaubensbekenntnis an und verfolgten immer wieder die Anhänger der nizäisch-römischen Konfession.

Allerdings ist an den christlichen Bau- und Bildzeugnissen, von denen es in Tunesien eine beeindruckende Fülle gibt, nicht abzulesen, unter welcher Bekenntnisrichtung sie entstanden sind. Fast scheint es, als hätten sich die Vandalen so nahtlos in die vorgefundene Zivilisation eingepasst, dass sie unsichtbar wurden. Eine Möglichkeit dazu war die Heirat. Maria zum Beispiel, die Tochter des vandalisch-römischen Heermeisters Stilicho, glänzte mit ihrer intimen Kenntnis römischer und griechischer Autoren. Wie weit es das bildungsbehaftete Vandalenkind im fünften Jahrhundert nach Christus mit seiner humanistischen Mitgift brachte, belegt das Hochzeitsgedicht, in dem der spätantike Dichter

Claudian die vornehme Belesenheit der zukünftigen Gattin des weströmischen Kaisers Honorius besingt. Selbst männliche Mitglieder der germanischen Führungsschicht

Die geplünderten Römer hätten sich wohl geschmeichelt fühlen sollen.

gaben sich dem Studium der antiken Wissenschaften hin. Der Vandalenkönig Thrasamund stand zwar in dem zweifelhaften Ruf, ein mächtig begabter Herrscher gewesen zu sein, brachte es aber als belesener Liebhaber akademischer Studien zu einigem Nachruhm in antiken Quellen.

Zwischen Rom und Islam

Ob sie den Luxus oder die Lektüre der Römer übernahmen, die Vandalen scheinen doch vor allem eines geblieben zu sein: neureich in materieller wie kultureller Hinsicht. Auch das beeindruckende spätrömische Silbergeschirr aus Karthago oder der reiche Grabschmuck aus Koudiat Zateur und Douar-ech-Chott, die in der Ausstellung zu sehen sind, zeugen nicht von einer eigenständigen Kulturleistung, sondern von der vollständigen Assimilation der romanisierten vandalischen Oberschicht. Die Speisenden oder Begrabenen mögen Vandalen gewesen sein, ihre Utensilien blieben römisch. Anders als die Langobarden und Goten hatten die Vandalen nicht einmal eigene Geschichtsschreiber, die von militärischen oder kulturellen Errungenschaften kündeten.

Sie mögen die Erben eines Imperiums gewesen sein und heutigen U-Bahn-Schmierern zu Unrecht ihren Namen gegeben haben. Allerdings brachten die Vandalen das reiche kulturelle Erbe, das sie angetreten hatten, innerhalb von nur hundert Jahren durch. Kulturell blieb ihr Handeln folgenlos, sie waren nicht mehr als eine Übergangsphase zwischen dem grossen Rom und dem mächtigen Islam.

Wer heute durch die zahlreichen von Olivenbäumen und Kakteen gesäumten Ruinenlandschaften Tunesiens wandert, den überkommt leicht die Melancholie der Geschichte. Schäfer ziehen mit ihren Herden durch die verlassenen Hügel im algerisch-tunesischen Grenzland, wo noch heute die Überreste der frühchristlichen Kirche von Henchir el-Gousset neben einer verfallenen antiken Olivenpresse stehen. Ein Junge sitzt auf einem Stein und schaut mit kohleschwarzen Augen in die Landschaft. Das einst so mächtige Reitervolk der Vandalen aber scheint spurlos verschwunden.

Das Königreich der Vandalen: Badisches Landesmuseum Karlsruhe, 24.10.2009 bis 21.2.2010

«Was man sich leisten kann»

Seine Aussagen über Türken und Araber in Berlin entfachten in Deutschland einen Sturm der Entrüstung. Was aber hat der deutsche Bundesbanker Thilo Sarrazin wirklich über Migranten und Einwanderer gesagt? Eine nüchterne Nachbetrachtung. Von René Lüchinger

Als der Mann aus Berlin wegging, weinte man ihm Krokodilstränen nach. Sicher, der altsprachlich gebildete Thilo Sarrazin, der in Volkswirtschaft promoviert hat und politisch in der SPD beheimatet ist, besitzt das, was man gemeinhin ein loses Mundwerk nennt. Und er ist einer, der dieses im politischen Nahkampf einzusetzen pflegt, wenn es seinen politischen Zielen nutzt. So etwa, als er im Juni 2008 als amtierender Finanzsenator ausrief: «Für fünf Euro pro Stunde würde ich jederzeit arbeiten gehen.» Ein Satz, der Sarrazins damaligen Chef, Berlins ebenfalls sozialdemokratischen Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit, auf die Palme brachte und Sarrazin eine «dunkelgelbe Karte» einbrachte, so der *Tagesspiegel* – schliesslich hatte die Bundes-SPD damals einen Mindestlohn von 7,50 Euro propagiert. Fünfzig Prozent mehr, als der Hüter des Berliner Staatsäckels für angemessen hielt.

Man kann für die Knausrigkeit des Finanzsenators der chronisch klammen Bundeshauptstadt aber durchaus Verständnis aufbringen, schliesslich mühte er sich in den sieben Jahren in diesem Amt nach Kräften, einen stattlichen Schuldenberg von 59 Milliarden Euro abzutragen und die Neuverschuldung zu stoppen, und er tat dies dort, wo das Protestgeheul in Deutschland erfahrungsgemäss am lautesten zu erschallen pflegt: im Sozialbereich. 2007 führte das Wirken des strengen Hüters der Staatskasse immerhin zum ersten Mal in der Geschichte des Landes Berlin zu einem Haushaltsüberschuss. Als Thilo Sarrazin dann Ende April 2009 in den Vorstand der Deutschen Bundesbank nach Frankfurt wechselte, flötete die *Süddeutsche Zeitung* bedauernd zum Abschied: «Ach, sagen sie jetzt in Berlin, er wird uns fehlen, und dass diese Stadt so einen harten Hund doch braucht.»

Nun hat er wieder zugebissen. In einem Interview räsonierte er über seine Lieblingsstadt an der Spree und über die Türken in Berlin. Seit Interview-Fetzen häppchenweise über die News-Ticker und Online-Dienste verbreitet worden sind, bewahrheitet sich eine alte deutsche Empfindlichkeit: Deutliche Worte bergen im nördlichen Nachbarland nämlich stets das Risiko der öffentlichen Steinigung. Und wenn diese eine Minderheit wie die türkische ins Visier nehmen, empört sich die selbsternannte Garde der Political Correctness im Lande.

So auch jetzt: Von Reputationsschaden für die Bundesbank ist die Rede, Rücktrittsforderungen stehen im Raum, die SPD-Mitgliedschaft Sarrazins soll überprüft werden, und selbst der in solchen Fällen fast obligate Nazi-vergleich fehlt nicht.

Dabei kennt wohl kaum einer der öffentlich Empörten das Blatt, in dem die Worte des Thilo Sarrazin abgedruckt sind. *Lettre Internationale*, Europas Kulturzeitung, ein grossformatiges Hochglanzheft, das doppelt so viel kostet, wie Deutschlands Sozialdemokraten als Mindestlohn den Ärmsten im Land zu geben bereit

«Jeder, der bei uns etwas kann und anstrebt, ist willkommen.»

sind. In diesem Blatt also hat Sarrazin auf fünf engbedruckten Seiten, die jeder Leserführung spotten, seine Gedanken zum Besten gegeben, und ein Leser muss schon einiges Durchhaltevermögen aufbringen, um dem Wortschwall des Bundesbankers bis zum bitteren Ende zu folgen. Denn Thilo Sarrazin liefert über weite Strecken kein Interview, sondern einen Monolog, unterbrochen nur durch ein paar als Fragen getarnte Zwischenrufe des *Lettre*-Chefredaktors Frank Berberich.

Es ist durchaus folgerichtig, dass dieser sein Gegenüber reden liess, schliesslich titelte der oberste Schriftleiter für sein aktuelles Heft: «Berlin auf der Couch», und zu diesem Thema hat einer wie Sarrazin schliesslich einiges zu sagen. Und weil den Interview-Marathon kaum jemand wirklich gelesen hat, fragt man sich: Was um Himmels willen hat dieser scharfzüngige Mann denn über die Lippen gebracht, dass nun in Deutschland wieder einmal Flugzeit herrscht für Debatteure?

Thilo Sarrazin hat viel gesagt. Zu Berlin etwa, auf die Einstiegsfrage des *Lettre*-Chefs:

Wie würden Sie die Etappen der Entwicklung Berlins seit 1989 beschreiben?

Am 8. November 1989 gab es zwei Berlins, eins im Westen, eins im Osten. Ostberlin war eine Grossstadt von 1,3 Millionen Einwohnern, mit einer veralteten Industrie, die sich nach dem Mauerfall grösstenteils auflöste. Es war das Zentrum der DDR. In Berlin lebten Hunderttausende, die dem Regime zugetan waren und für es arbeiteten, wie man heute noch an den Wahlergebnissen bestimmter

Stadtteile ablesen kann. Daneben gab es das Berlin der DDR-Subkultur, das von den Intellektuellen über Bärbel Bohley und das Neue Forum bis zum Underground des Prenzlauer Bergs reichte. Das war Ostberlin. Westberlin war von dynamischer Wirtschaft weitgehend entleert, es gab Ausnahmen wie Schering und den Siemens-Turbinenbau, doch die Schicht der Spitzenmanager war verschwunden, die Topentwickler der Unternehmen waren weg, es gab vor allem verlängerte Werkbänke, die von üppigen Subventionen lebten. Das hatte Folgen für die Bevölkerungsstruktur. Auch der immense jüdische Aderlass konnte nie kompensiert werden. Dreissig Prozent aller Ärzte und Anwälte, achtzig Prozent aller Theaterdirektoren in Berlin waren 1933 jüdischer Herkunft. Auch Einzelhandel und Banken waren grossenteils in jüdischem Besitz. Das alles gab es nicht mehr, und das war gleichbedeutend mit einem gewaltigen geistigen Aderlass. Dazu kam der Weggang des klassischen, leistungsorientierten Bürgertums. Hermann Josef Abs, Vorstand der Deutschen Bank, wohnte bis 1945 im Berliner Westend. Unauffällig hatte er seine Familie im Herbst 1944 nach Remagen im Rheinland geschafft, wo er 1940 ein Landgut gekauft hatte; er selbst war nach Hamburg entschwunden. Der Siemens-Vorstand hatte im Oktober 1944 beschlossen, die Führung heimlich nach München zu verlegen. Später gab es zwar ein gewisses Innehalten dieses Verlagerungsprozesses, aber nach 1961 hat er sich wieder beschleunigt. Die wirtschaftliche Leistungselite – Industrie, Verlage, Medien – hat Berlin verlassen. Von Kunst und Kultur ist manches geblieben. Die Berliner Subventionswirtschaft, die ein notwendiger Teil der Wirtschaft und Politik der Stadt bis 1989 war, hat es geschafft, für all das, was staatlichen Subventionen zugänglich war – wie die Freie Universität, Theater –, möglichst viele Mittel ranzuholen. Doch es ist ein Unterschied, ob man sich am Markt durchkämpft oder in einem geschützten Bereich angesiedelt ist, wo man komfortabel von staatlichen Mitteln lebt. Die leistungsorientierten Berliner gingen weg. Das war ein kontinuierlicher Prozess. Es kamen die Achtundsechziger und alle, die Berlin eher als Lebensplattform suchten. Menschen, die gerne beruflich aktiv waren, wurden ersetzt durch solche, die gerne lebten. Dieser Austausch führte zu einer gewissen Stagnation. Berlin war immer hip



«Ich würde einen völlig anderen Ton anschlagen»: SPD-Politiker, Bundesbank-Vorstandsmitglied und ehemaliger Berliner Finanzsenator Sarrazin.

und toll, barbusige Frauen im Tiergarten konnte man schon 1975 bestaunen.

Thilo Sarrazin hatte sich ganz offensichtlich in Fahrt geredet. Mit Gespür für die kleinen und grossen Veränderungsprozesse zwischen Tiergarten und Prenzlauer Berg entblösst er den schleichenden Zerfall der einstigen Reichshauptstadt. Unangenehm vielleicht für die so schön auf staatlichen Subventionengebetteten Berliner, aber sicherlich keine falsche Analyse. Dass es auch anders hätte gehen können, sagt Sarrazin an einer anderen Stelle seines Berlin-Monologs:

1990/91 hatte man eine Vision von der Wiederentstehung Berlins der zwanziger Jahre, doch Berlin ist weder Industriezentrum noch Bankenzentrum; ein intellektuelles Zentrum schon, aber nicht mit dem Gewicht der zwanziger Jahre. Die Drehscheibenfunktion zwischen Ost und West wurde nicht von Berlin übernommen, sondern von Wien. Die Wiener haben das alte k. u. k. Vorfeld wiedergewonnen und profitieren von den einstigen Verhältnissen. Österreich hat mehr internationale Organisationen für sich gewonnen, seine Banken sind zügig in den Osten hineingegangen. Wien war eine dynamische Stadt, die sich am kapitalistischen Markt behaupten musste, in Berlin sass ein verfetteter Subventionsempfänger, der durch Entzugsschmerzen erst wieder an die Wirklichkeit gewöhnt werden musste.

Dazu kommt wieder eine wachsende Kreditaufnahme.

Ich habe sieben Jahre Energie darauf verwandt, den städtischen und staatlichen Apparat im Land Berlin finanziell an das anzupassen, was man sich leisten kann, und ich hatte Erfolg. Die jetzige Phase ist schwieriger, und ob der politische Wille weiterhin so vorhanden ist wie in den letzten sieben Jahren, muss man abwarten.

«Grosse Teile sind weder integrationswillig noch integrationsfähig.»

Sie sprechen so sanftmütig und wohlwollend, wie Sie nie zuvor gesprochen haben.

Die Stadt hat eine überdimensionierte Infrastruktur für 4,5 Millionen Menschen, das sieht man an der Breite der Strassen. Die Stadt hat einen produktiven Kreislauf von Menschen, die Arbeit haben und gebraucht werden, ob es Verwaltungsbeamte sind oder Ministerialbeamte. Daneben hat sie einen Teil von Menschen, etwa zwanzig Prozent der Bevölkerung, die nicht ökonomisch gebraucht werden, zwanzig Prozent leben von Hartz IV und Transfereinkom-

men; bundesweit sind es nur acht bis zehn Prozent. Dieser Teil muss sich auswachsen. Eine grosse Zahl an Arabern und Türken in dieser Stadt, deren Anzahl durch falsche Politik zugenommen hat, hat keine produktive Funktion, ausser für den Obst- und Gemüsehandel, und es wird sich vermutlich auch keine Perspektive entwickeln. Das gilt auch für einen Teil der deutschen Unterschicht, die einmal in den subventionierten Betrieben Spulen gedreht oder Zigarettomaschinen bedient hat. Diese Jobs gibt es nicht mehr. Berlin hat wirtschaftlich ein Problem mit der Grösse der vorhandenen Bevölkerung.

Als Thilo Sarrazin auf die Einwanderungs- und Migrationspolitik in der Hauptstadt zu sprechen kommt, fasst er nicht nur ein heisses Thema, sondern auch eine Problematik an, die in anderen urbanen Zentren innerhalb und ausserhalb Deutschlands ebenfalls virulent ist. Diese Aussagen sind es, die aus einem angriffigen Interview schliesslich eine Causa Bundesbank machen und Sarrazin ein zweites Mal eine gelb-rote Karte, diesmal des Notenbankchefs Axel Weber, und eine faktische Degradierung im Vorstand der Währungshüter einbringen. Dass sich diese Auseinandersetzung zu einer «Kabale unter Bundesbankern» auswächst, wie die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vergangenes Wochenende titelte, hat freilich weniger mit Sarrazins Wortwahl als mit dem Ego seines Chefs Weber zu tun. Der nutzte die Gunst der Stunde, um den stets «leicht näselnden» Sarrazin mit seinem «Hang zur Besserwisserie», so urteilte der *Spiegel*, zurückzubinden. Und so vereitelte diese Männerfeindschaft zweier Währungshüter, dass diese emotionsgeladenen Fragen hätten vorurteilsfrei in der deutschen Öffentlichkeit diskutiert werden können. Fragen wie diese:

Es müsste ein Bewusstsein davon geben, dass man auch im Sinne symbiotischer Anerkennung etwas für die Integration leistet.

Das sehe ich anders. man muss aufhören, von «den» Migranten zu reden. Wir müssen uns einmal die unterschiedlichen Migrantengruppen anschauen. Die Vietnamesen: Die Eltern können kaum Deutsch, verkaufen Zigarettens oder haben einen Kiosk. Die Vietnamesen der zweiten Generation haben dann durchweg bessere Schulnoten und höhere Abiturientenquoten als die Deutschen. Die Osteuropäer, Ukrainer, Weissrussen, Polen, Russen weisen tendenziell dasselbe Ergebnis auf. Sie sind integrationswillig, passen sich schnell an und haben überdurchschnittliche akademische Erfolge. Bei den Ostasiaten, Chinesen und Indern ist es dasselbe. Bei den Kerngruppen der Jugoslawen sieht man dann schon eher «türkische» Probleme; absolut abfallend sind die türkische Gruppe und die Araber. Auch in der



Gelb-rote Karte: Notenbankchef Weber.

ritten Generation haben sehr viele keine vernünftigen Deutschkenntnisse, viele gar keinen Schulabschluss, und nur ein kleiner Teil schafft es bis zum Abitur. Hinzu kommt das Problem: je niedriger die Schicht, umso höher die Geburtenrate. Die Araber und Türken haben einen zwei- bis dreimal höheren Anteil an Geburten, als es ihrem Bevölkerungsanteil entspricht. Grosse Teile sind weder integrationswillig noch integrationsfähig. Die Lösung dieses Problems kann nur heissen: kein Zuzug mehr, und wer heiraten will, sollte dies im Ausland tun. Ständig werden Bräute nachgeliefert: Das türkische Mädchen hier wird mit einem Anatolier verheiratet, der türkische Junge hier bekommt eine Braut aus einem anatolischen Dorf. Bei den Arabern ist es noch schlimmer. Meine Vorstellung wäre: generell kein Zuzug mehr, ausser für Hochqualifizierte, und perspektivisch keine Transferzahlungen mehr für Einwanderer. In den USA müssen Einwanderer arbeiten, weil sie kein Geld bekommen, und werden deshalb viel besser integriert.

Sind für das Scheitern nicht beide Seiten verantwortlich?

Die Integration hat Stufen. Die erste Vorstufe ist, dass man Deutsch lernt, die zweite, dass man vernünftig durch die Grundschule kommt, die dritte, dass man aufs Gymnasium geht, dort Examen macht und studiert. Wenn man durch ist, dann braucht man gleiche Chancen im öffentlichen Dienst. So ist die Reihenfolge. Es ist ein Skandal, dass die Mütter der zweiten, dritten Generation immer noch kein Deutsch können, es allenfalls die Kinder können, und die lernen es nicht wirklich. Es ist ein Skandal, wenn türkische Jungen nicht auf weibliche Lehrer hören, weil



«Unleugbar vorhandene Integrationsscheu»: Türken in Berlin.

ihre Kultur so ist. Integration ist eine Leistung dessen, der sich integriert. Jemand, der nichts tut, muss ich auch nicht anerkennen. Ich muss niemanden anerkennen, der vom Staat lebt, diesen Staat ablehnt, für die Ausbildung seiner Kinder nicht vernünftig sorgt und ständig neue Kopftuchmädchen produziert. Das gilt für siebzig Prozent der türkischen und für neunzig Prozent der arabischen Bevölkerung in Berlin. Viele von ihnen wollen keine Integration, sondern ihren Stiefel leben. Zudem pflegen sie eine Mentalität, die als gesamtstaatliche Mentalität aggressiv und atavistisch ist. Die Türkei ist das Land, wo man heute noch bestraft wird, wenn man vom Völkermord an den Armeniern redet. Die Türken erobern

Deutschland genauso, wie die Kosovaren das Kosovo erobert haben: durch eine höhere Geburtenrate. Das würde mir gefallen, wenn es osteuropäische Juden wären mit einem um fünfzehn Prozent höheren IQ als dem der deutschen Bevölkerung. Ich habe dazu keine Lust bei Bevölkerungsgruppen, die ihre Bringschuld zur Integration nicht akzeptieren, und auch, weil es extrem viel Geld kostet und wir in den nächsten Jahrzehnten genügend andere grosse Herausforderungen zu bewältigen haben.

Welchen Traum hätten Sie von Berlin?

Ich würde aus Berlin eine Stadt der Elite machen. Das würde voraussetzen, dass unsere Massenuniversitäten nicht weiterhin massenhaft Betriebs- oder Volkswirte, Ger-

manisten, Soziologen ausbilden, sondern konsequent Qualität anstreben. Die Zahl der Studenten sollte gesenkt und nur noch die Besten sollten aufgenommen werden. Dazu müssen wir die Universitäten von Massenbewältigung auf Qualität umtrimmen, das kostet Geld und Kapazität, aber es würde talentierte und hochmotivierte Studenten in die Stadt bringen. Das bedeutete, Ausgaben umzuschichten. Es gibt überhaupt keinen Grund dafür, dass Berlin die Ausbildungsstätte ganz Deutschlands bleiben muss. Dazu gehört, den Nichtleistungsträgern zu vermitteln, dass sie ebenso gerne woanders nichts leisten sollten. Ich würde einen völlig anderen Ton anschlagen und sagen: Jeder, der bei uns etwas kann und anstrebt, ist willkommen; der Rest sollte woanders hingehen. Dann würde klar, dass man eine Stadt der Elite möchte und nicht eine «Hauptstadt der Transferleistungen».

«Berlin auf der Couch», so lautete der Titel der *Lettre*-Ausgabe, in der Chefredaktor Berberich das Interview platzierte. Am Schluss aber lag der Interviewte auf der Couch. Inzwischen demonstrieren Migranten vor der SPD-Zentrale, ein Neuköllner namens Salim Harmanci hat Anzeige wegen Beleidigung erstattet. Selbst der *Lettre*-Chef scheint mittlerweile sein eigenes Interview vor potenziellen Lesern schützen zu wollen: Die Anfrage der *Weltwoche* um Nachdruck wurde negativ beschieden. Je höhere Wellen diese Kontroverse schlägt, desto wichtiger wird, dass all die Empörten lesen können, was Sarrazin wirklich gesagt hat. «Man möchte meinen, die deutsche Meinungs-Besitzer-Szene habe sich in einen Käfig voller Feiglinge verwandelt», sagte der Philosoph Peter Sloterdijk dem Magazin *Cicero*. Gewisse türkische und arabische Milieus zeigten eine «unleugbar vorhandene Integrationsscheu». ○



AKAD

AARAU BASEL BERN CHUR GENF LAUSANNE LUGANO LUZERN ST. GALLEN ZÜRICH

Die Schweizer Bildungsinstitution.
Effizient. Sicher. Individuell.



Wer immer Sie sind. Wo immer Sie stehen. Wohin Sie auch wollen.
AKAD – Bildung, die zu Ihnen passt.

Eidg. Fachausweise und Diplome für die Berufswelt, Handelsschule, Berufsmaturität, gymnasiale Maturität, Sprachen, Höhere Fachschulen Wirtschaft/Bank/Versicherung, Fachhochschule, Weiterbildungskurse für Schule, Beruf und Freizeit.

www.akad.ch



Insinuierte Beissordnung: Affenporträts der amerikanischen Fotografin Jill Greenberg .

Hohe Tiere

Von Daniele Muscionico

Als niemand mehr daran glaubte, geschah das Wunder: Der Bundesrat unterzog sich einer Totalrevision. Das Kollegium magerte ab von sieben auf sechs Mitglieder, vom Volk gewählte Vertreter, ein jeder ausgestattet mit einem saftigen Büschel Staatssekretäre. Und selbst die Amtszeitbeschränkung wurde, ohne viel Radau zu schlagen, dienstfertig geschluckt. Nach Jahren des Hü und des Hott war der neue Schweizer Bundesrat ein Strategieorgan der visionären Sorte.

Für das offizielle Bild des Gremiums wurde die amerikanische Fotografin Jill Greenberg verpflichtet. Zum ersten Mal eine Nichtschweizerin, zum ersten Mal eine Frau. Greenberg, mit den eidgenössischen Usancen unvertraut, entschied sich, die Mitglieder nicht in corpore zu fotografieren. Eine jede und ein jeder wurde von ihr einzeln porträtiert, in der Pose des persönlichen Befindens.

Als Greenberg die Fotografie der Öffentlichkeit präsentierte, war die Überraschung gross. Sechs der sechs Mitglieder stammten aus dem Kreis der Kandidaten, die sich zur Wiederwahl gestellt hatten! In einem Fall hatte sich sogar ein hohes Tier inthronisiert, das sich vom Futterplatz bereits verabschiedet hatte! Dass ihn die Fotografin in die erste Reihe und dort auf den Mittelplatz setzte, sorgte für Gerüchte: Was hatte Pascal Couchepin der Amerikanerin wohl versprochen? Doch das Murren und Zähnefletschen dauerte nur kurz, dann kehrte Ruhe ein im Käfig.

Doch über die Bildaufteilung der Fotografin wurde auch später noch spekuliert, und der strittigste Punkt war, keine Frage: Weshalb setzt Greenberg, eine Frau, die Kleinkopf-Primatin Eveline, neben Pascal, den Mandrill? Wer hatte einen Vorteil davon? Wer wollte eine Beissordnung insinuiieren?

Einige stellten Mutmassungen an über den unterwerfungswilligen Blick von Didier Burkhalter in Richtung des Zähnezeigers mit dem feuchtfröhlichen Grinsen; andere unkten über Ueli Maurers depressive Verstimmtheit und brachten sie in Verbindung mit dem Dilemma, neue Kampffjets zwar kaufen zu wollen, aber nicht kaufen zu dürfen; und man stellte sich Fragen über die Kopfhaltung von Doris Leuthard. Gingen ihr die Anfeindungen in Sachen Waffenexporte doch mehr unter den Pelz, als sie öffentlich eingestand? Am meisten zu reden aber gab die Haltung des Herrn, der der Fotografin sein Gesäss zeigte. War Moritz Leuenberger, kein Ereignis, bloss schlecht ge-launt – oder trauerte er, tatsächlich, um die fehlende Micheline?



Gotte sei Dank

Die 13-jährige Dionne Bromfield träumt von einer internationalen Karriere – trotz oder wegen ihrer berühmten Patentante.



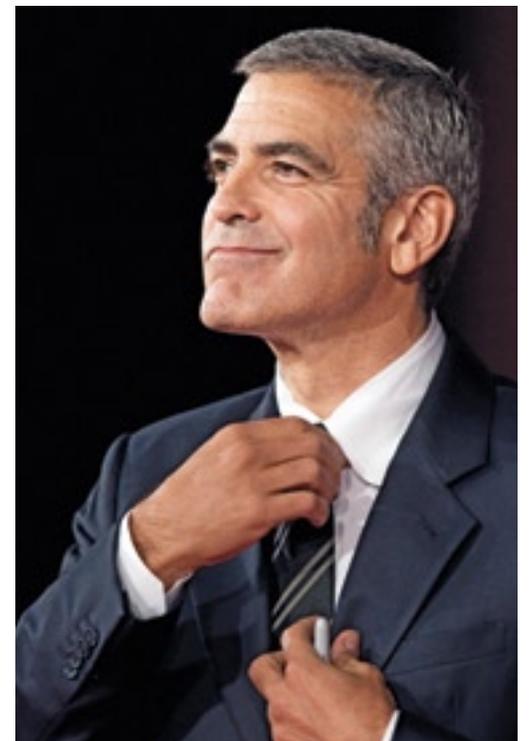
Unschuldig, unverbraucht: Nachwuchstalent Dionne Bromfield.

Dionne Bromfield — Mit dem Song «Mama Said» eroberte die 13-jährige Schülerin aus Chislehurst, Kent, in der britischen Casting-Show «Strictly Come Dancing» die Herzen des Publikums. Unschuldig, unverbraucht wirkte das süsse Nachwuchstalent im roten Glitzerkleid. Im Hintergrund auf der Bühne das krasse Gegenteil. Schwarz gewandet, dünn wie eine Vogelscheuche und hilflos mit den Armen rudern: Das war die gefeierte Soul-Diva Amy Winehouse. Die von Drogen gezeichnete und sich trotz ihrer erst 26 Jahre wie eine alte Frau bewegend Chorsängerin ist die Patentante von Dionne Bromfield. Mit ihrem Auftritt habe sie Dionne als deren «grösster Fan» unter-

stützen wollen. Mit zweifelhaftem Erfolg. Denn unmittelbar nach der Show musste sie in ein Londoner Krankenhaus gebracht werden. Die Nerven? Eine Überdosis? Weder noch: Extra für den Auftritt hatte sich Winehouse die Oberweite von Körbchengrösse B zu D korrigieren lassen. Je nach Quelle für 24 000 bis 56 000 Franken – Komplikationen inbegriffen. «Meine Brüste bringen mich um!», und: «Hilfe, meine Brüste platzen, verdammt», wurde Winehouse in den englischen Zeitungen zitiert. Mit etwas weniger Medienpräsenz muss Dionne vorliebnehmen. «Amy unterstützt mich sehr, sie meint, ich hätte eine grossartige Stimme», sagte sie zu den Journa-

listen. Befragt zu den Drogenproblemen und dem wilden Sexleben ihrer Gotte, wich sie aus: «Das ist nicht nett. Wir machen schöne Dinge zusammen. Sie liebt es, meine Haare zu kämmen.» Ach ja, Dionne ist der erste Star auf dem neuen Plattenlabel Lioness. Inhaberin: Amy Winehouse. (rs)

George Clooney — Seine Gene wären es wirklich wert, weitergegeben zu werden. Aber Mister Fabulous ist nicht nur notorischer Hochzeitsallergiker, der seine ständigen Begleiterinnen öfter entsorgt als andere Männer ihre Turnschuhe. Er hat auch keinerlei Absicht, sich fortzupflanzen. «Ich bin wirklich kein Kandidat für den Vater des Jahres. Schon



Kinderschreck: George Clooney.

ein einziges Kind, das in meinem Haus herumrennt, macht mich nervös», sagt der 48-jährige. «Aber wenn ich wirklich Kinder um mich will und das Bedürfnis nach einer grossen Sippe habe, lade ich Brad und Angelina und ihren Nachwuchs ein. Danach weiss ich wieder, warum ich ein so glücklicher Mann bin.» (bes)

WWTDD — Diese fünf Buchstaben führen zum kompromisslosesten Promi-Blog, den das Web zu bieten hat. Ausgeschrieben stehen sie für «What Would Tyler Durden Do?»; Tyler Durden, das ist der machoide, von Brad Pitt verkörperte Protagonist aus dem Film «Fight Club». Wie Tyler ist auch der anonyme Blogger von WWTDD ein triebgesteuerter Primat. Neben seinen Tiraden verkommt Berufskollege Perez Hilton zum Wattetupfer-Werfer. Paris Hilton nennt er eine «verwöhnte Schlampe», beim Anblick von Halle Berrys Gesichtszügen werweist er, ob er einen Zauberspruch für einen Schutzschild aussprechen oder mastur-

bieren soll, und Ivanka Trump ist für ihn «das perfekte Lebewesen, das je existiert hat». Gründe dafür sind ihr Erbschaftsanspruch – und natürlich ihre weiblichen Vorzüge. (os)

Serena Williams — Als ihr im Halbfinal der US Open in New York kurz vor dem Matchball ein Fussfehler angezeigt wurde, flippte sie aus. Sie malträtierte ihren Schläger und drohte der Linienrichterin, ihr einen Tennisball in den Mund zu stopfen. Dieses unsportliche Verhalten entging auch nicht dem *Beobachter*. In der Rubrik «Ratgeber» war das Schweizer Magazin mit probater Hilfe zur Stelle. Sie solle doch einfach «langsam bis drei zählen, wenn Sie das nächste Mal Wut in sich hochsteigen spüren», riet die Fachfrau der 28-jährigen Frau Williams aus Palm Beach Gardens in Florida. «Trinken Sie einen Schluck Wasser (oder ein ganzes Glas), und setzen Sie ein Lächeln auf. Das wirkt entspannend, und Sie gewinnen etwas Zeit, in der die Wut abflachen kann.» Und: «Reden Sie über Ihre Gefühle.» Denn oft bekämen Betroffene ihr Problem in den Griff, wenn sie sich mit Gleichgesinnten – wie etwa John



«Langsam bis drei zählen»: Serena Williams.

McEnroe, Joe Cocker, Naomi Campbell oder Bette Midler – austauschten. Für solche «leicht cholerischen Menschen» (wahrscheinlich alles *Beobachter*-Abonnenten) hatte das Blatt einen weiteren Rat parat: «Wenn Sie wieder mal in der Schweiz spielen möchten, dann vergessen Sie nicht, dass Sie bei uns strafrechtlich verfolgt werden können, wenn Sie jemanden mit einer Äusserung oder Geste in Angst und Schrecken versetzen.» Damit dürfte Serena Williams ein für alle Mal klar sein, wem bei uns in der Schweiz der Tennisball in den Mund gestopft wird. (rs)



Mein alter Schuh

Unser Kolumnist besucht den vielleicht weltbesten Nachtclub. Und beantwortet die Frage: Wie jung darf die neue Freundin sein? Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in London, das neue Parfüm von Brioni wurde vorgestellt (ich war Gast des Modeunternehmens). Am Mittwochnachmittag fand ferner das sogenannte Preview der Frieze Art Fair, einer Messe für zeitgenössische Kunst, statt. Die «Frieze» sei meine Lieblingskunstmesse, schrieb ich vergangenes Jahr. Stimmt. Dieses Jahr gab es aber wenig interessante oder wichtige Werke zu sehen, in meinen Augen.

Dafür begegneten mir **Irina Polin**, eine russische Künstlerin, die ein paar Monate des Jahres in der Schweiz lebt (Ausstellung ab 5. November in der Galerie Barbarian Art in Zürich), und **Conte Manfredi della Gherardesca**. Sein Titel ruft ein wenig Neid hervor, muss ich sagen. Also nicht «Conte»; ich meine, Graf und aus Italiens ältester Adelsfamilie zu sein, ist in Ordnung. Aber er hat einen Eintrag in der «Best Dressed Hall of Fame». Dann ist man eine Art Modegott, steht in dem Buch «How to Be a Star» (von – *yours truly*, richtig). Er trug einen Anzug mit schwarzweissem Muster von Etro und dunkelrote Schuhe. «Dein Foto ist in *Vanity Fair*, auf der gleichen Seite wie das von Lapo Elkann», sagte ich, «aber du bist besser angezogen.» – «Danke, aber mein Foto ist auch neben dem von Liliane Bettencourt, und sie ist ...» Er sagte dann nicht «auf Platz 21 der *Forbes*-Liste der reichsten Leute der Welt», sondern ihr Alter (das gibt MvH nicht wieder, bei Frauen über 21).

Drinks und Dinner gab es im «Annabel's». Über dieses in einem Keller gelegene Restaurant – Bilder wie für ein *English country house* an

den Wänden, Bedienung spricht nur italienisch, kleine Tanzfläche – könnte man viel erzählen, deshalb nur zwei Sätze: Es handelt sich um den einzigen Nachtclub, in dem Königin Elisabeth II. in ihrem Leben war. Und den einzigen, den ich kenne, bei dem Frauen Hausverbot bekommen, wenn sie nicht mehr die Ehe-, sondern die Exfrau eines Mitglieds sind. Ich fragte **Andrea Perrone**, Brioni-CEO und Nachfahr eines der Firmengründer, was er einem Mann, der diesen Herbst bloss ein Jackett kaufte, für eine Stoffmusterung empfehle. Eine klassische, antwortete er, Prince of Wales oder Fischgräte. Und **Antonella De Simone**, Mitglied der Geschäftsleitung von Brioni, fragte ich, wie ein Mann eigentlich riechen müsse. «Mächtig, frisch und jung», sagte sie.

Bryan Ferry, Gastgeber mit Perrone zusammen, trug einen Gürtel zum dunklen Anzug. Es ist nicht so, dass ich über Bryan streng urteilen möchte, ich finde ihn im Ganzen geschmackvoll. Aber einen Gürtel sollte er nicht brauchen, weil die Hose sitzen sollte. Neben ihm standen zwei Mädchen, die eine war **Lily Cole**, die andere kannte ich nicht. «A fresh face», sagte einer, als ich fragte, wer sie sei. Übersetzt heisst das, Bryans neue Freundin. Ich befragte ihn einmal, übrigens, als er noch verheiratet war. Während des Gesprächs schaute er einer Frau in einem Kleid aus dünnem Stoff nach, die vorbeiging, und sagte: «When you stop looking, you're dead, I think.» (Wenn man nicht mehr schaut, ist man tot, denke ich.) *Well*, er lebt, denke ich. Während des Gesprächs damals zog er seinen linken Schuh aus, um nachzusehen, von wem er sei (George Cleverley, Bespoke). Und ich sah, wie alt der Schuh war; das hat Klasse, finde ich. Vergangene Woche sah ich, wie jung seine Freundin ist. Die Frau am Arm des Mannes sollte nicht jünger sein als der Schuh an seinem Fuss – irgendwie hat die Zeile etwas. (Oder schien das jetzt voll von Neid rüberzukommen?)

Kurz zusammengefasst/oberflächlich wiedergegeben, wer weiter im «Annabel's» war (mache ich sonst nicht, man will nicht name-dropen, oder?): **Brian Eno**, nicht halbfett gedruckt, weil ich ihn nicht gesehen habe, erst auf Fotos am Morgen danach (schwer zu erkennen – klein und kahl), **Rolf und Maryam Sachs**, **Marc Newson**, **Dinos Chapman**, **Larry Gagosian**. Zudem – nicht an dem Brioni-Dinner, mit anderen Gästen dort – **Renata Jacobs**, **Gisela Rich**, **Maya von Schönburg**.

Zum Schluss drei Gegenstände. Das Brioni-Parfüm: Riecht wirklich mächtig, frisch und jung (ferner nach Zitrusfrucht, Lavendel, Galbanharz und Tonkabohne; gefällt mir). Das Menü: geräucherter Lachs, Brathuhn mit Cipollatas und Speck, Bitterschokolade-Eiscreme (Bryans Wunsch, sein Lieblingsessen). Mein Wunsch von der Fee: Ein Lokal mit Gästen wie im «Annabel's» in Zürich, dann hätte ich den einfachsten Job der Stadt.

«Das Poschettli ist ein absolutes Muss»

Reto Roffler, Inhaber zweier Schneidereien, über Massanzüge, den Erfolg der Farbe Braun, texanische Boots und Andy Warhols «Belgian Shoes».



«Seit langem habe ich ein Faible für Cowboystiefel»: Modefachmann Roffler.

Was versteht man unter *bespoke tailoring*?

Das Anfertigen eines Anzugs, der mindestens drei Kriterien erfüllen muss: 1. Er ist nach einem persönlichen Schnittmuster gemacht. 2. Er ist von Hand gemacht. 3. Er ist anprobiert worden. Wir vereinbaren im Normalfall mindestens zwei Anproben.

Wie lange ist die Wartezeit?

Im Schnitt sechs bis zehn Wochen.

Mit welchen Kosten ist zu rechnen?

Ein zweiteiliger Anzug beginnt etwa bei 4500 Franken. Nach oben ist es relativ offen. Es gibt Stoffe auf dem Weltmarkt, zum Beispiel den auch von einer Automarke her bekannten Vanquish, wo man schnell einmal bei 25 000 Franken anlangt. Nicht weil unsere Arbeit bei diesem Stoff so viel teurer würde, sondern weil der Stoff einfach exorbitant teuer ist.

Wie viele Mitarbeiter beschäftigen Sie in Ihren Ateliers?

Insgesamt etwa ein Dutzend, wovon ein Teil aber nicht auf einer Lohnliste steht, sondern nach Stück bezahlt wird. Es sind alles gelernte Schneider, die seit Jahrzehnten im Beruf arbeiten. Das Altersspektrum reicht von 35 bis 88 Jahren.

Wie setzt sich Ihre Kundschaft zusammen?

An der Weiten Gasse ist das Verhältnis etwa 50:50, das heisst 50 Prozent Ausländer, 50 Prozent Schweizer. An der Bärengasse sind es 90 oder 95 Prozent Schweizer und 5 Prozent Ausländer.

Wie viele Knöpfe hat das Sakko?

Klassisch sind drei, wir fertigen auch Zwei- und häufig auch Einknopfer. Im Moment hat man eher wieder längere Revers. Weil enge Sakkos im Trend liegen, ist es von Vorteil, wenn sie nicht allzu hoch geschlossen sind. Es sieht dann nicht so bullig aus.

Für wen empfiehlt sich der Zweireiher?

Der Träger eines Zweireihers ist ein eigener

Typ. Meistens trägt er ihn schon lange, oft seit Jahrzehnten. Momentan ist der Zweireiher im Aufwind. Plötzlich fragen Leute danach, die ihn vorher nie in Erwägung gezogen haben. Der Nachteil des Zweireihers ist halt, dass er geschlossen getragen werden muss, damit er gut aussieht. Aktuell sind ja engere Anzüge, und dementsprechend ist man «eingepackt».

Beraten Sie auch bei Hemden und Krawatten?

Ja. Wir haben zwei verschiedene Hemden, ein maschinell gefertigtes Masshemd und ein Hemd, bei dem alles Handarbeit ist, jedes Knopfloch von Hand genäht wird, Ärmel und Kragen von Hand eingesetzt sind. In England arbeite ich seit über zwanzig Jahren mit einem alten Krawattenmacher zusammen. Wobei man sagen muss, dass zurzeit selten nach Krawatten gefragt wird.

Klassische Anzugfarben sind Anthrazit, Blau und Schwarz. Was ist mit Braun?

Vor zehn Jahren enthielten die Bündel mit den Musterkollektionen noch überhaupt kein Braun. Heute enthält jedes Bündel mehrere Braun. Braun ist relativ stark, eine aktuelle Farbe, sogar fürs Business.

Ein Rückenschlitz oder zwei?

Ich selber bevorzuge zwei.

Was ist mit dem Einstecktuch, dem sogenannten Poschettli?

Für mich ein absolutes Muss. Ich trage nie ein Sakko ohne. Sei es ganz simpel gefaltet oder geknüllt. Es muss nicht gleich à la Mooshammer getragen werden. Als er noch in der «Kronenhalle» sass, quoll es ihm nämlich fast bis auf den Tisch herunter.

Sie verkaufen auch Schuhe?

Ja, wir haben das ganze Dinkelacker-Sortiment für Leute, die klassische Schuhe wollen. Dann haben wir modernere Sachen, meistens von Gérard Sené aus Paris. Und seit langem habe ich ein Faible für Cowboystiefel, die ich von einem texanischen Familienbetrieb machen lasse. Ausserdem führe ich seit 1986 «Belgian Shoes», die vorher weltexklusiv bei Henri Bendel an der 5th Avenue in New York verkauft wurden. Ich habe «Belgian Shoes» durch Andy Warhol kennengelernt.

Reto Roffler, 54, ist Inhaber der Massschneider-Ateliers Reto's, Weite Gasse 4, und Frenzer Tailor, Bärengasse 29, in Zürich.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden

Nichts zu meckern bei Qualitätskaschmir

Von Jürg Zbinden

Die begehrteste Wolle wird aus dem Unterfell der Kaschmirziege gekämmt. Magere 150 Gramm gibt das Tier her, die stetig wachsende Nachfrage der Kaschmirfetischisten kümmert es nicht. Ebenso wenig, dass Kaschmir minderer Qualitäten an Legionen von Schnäppchenjägern verhökert wird. An den Naturtextilien Seide und Kaschmir haftet allen Billigproduktionen zum Trotz noch immer das zusehends rarer werdende Prädikat von Luxus. Und waren es früher vor allem Pullover, Schals und Mäntel, die wohlige Kaschmirwärme spendeten, kann man sich heute von Kopf bis Fuss in das weiche Edelmateriale hüllen. Das Nachsehen hat das gewöhnliche Merinoschaf.

1 — Hervorragend zu Kaschmir passt die neue olfaktorische Kreation von Tom Ford: «Grey Vetiver» ist holzig-maskulin, ohne aufdringlich zu wirken. «A Single Man» (der Titel des ersten Films des smarten Texaners) dürfte nicht lange bleiben, wer diesen klassischen Vetiver-Duft trägt. Das Eau de Toilette zu 50 ml kostet Fr. 120.– und ist ab November bei ausgewählten Depositären in der Schweiz erhältlich.

2 — Der heilige Gral von Kaschmir befindet sich in Italien und heisst Loro Piana. Der weltgrösste Kaschmirproduzent beliefert auch die Konkurrenz von Giorgio Armani bis Jil Sander. Der graue Kaschmir-Rolli kostet Fr. 1510.–, der Schal «Avignon» aus bedrucktem Kaschmir mit Plongéfransen kommt auf Fr. 3590.– zu stehen. Loro Piana, Bahnhofstr. 26, Zürich.

3 — Ein Wurf ist die Bomberjacke aus Kaschmir. Das Innenfutter ist aus Nutria. Einmal leer schlucken werden wohl dennoch die meisten bei der Nennung des stolzen Verkaufspreises von Fr. 6480.–. Ebenfalls von Loro Piana, Bahnhofstr. 26, Zürich.

4 — Die russische Damen-Tschapka ist aussen Hirsch und innen Fuchs. Tiere, die alles andere als von der Ausrottung bedroht sind. Aber auch solche rufen die Hardcore-Pelzgegner auf den Plan. Die Mütze beläuft sich auf Fr. 2450.– und ist von Hermès, Bahnhofstr. 31, Zürich.

5 — Ein Kaschmirring für fast alle Jahreszeiten, wiederum von Hermès, ist der Herrenschal. Dreifach geschlungen für frostige, zweifach für mildere Tage. Den signalroten Ring gibt es für Fr. 380.–. Ebenfalls bei Hermès, Bahnhofstr. 31, Zürich.



1



2



3



5



4



Auto

Jüngere Schwester

Früher baute Seat spanische Fiats, heute sind es spanische Audis mit Newtimer-Appeal. *Von Ulf Poschardt*

Es gibt zwei Typen von Autokäufern: solche, die Neu- oder bestenfalls Jahreswagen kaufen oder leasen, und solche, denen das immer und auf jeden Fall zu teuer ist. Weil ein neuer Audi A4 als Kombi ihr Konto existenziell bedroht, warten sie, bis das neue Modell eingeführt ist, und erwerben dann günstig einen gebrauchten alten, der – so die Worte dieser prosaischen Autonaturen – «es doch auch tut», und finden, dass es zudem eine gewisse Nonchalance illustriert, wenn es um den Kauf und Besitz von Autos geht. Innerhalb dieser Gruppe existiert eine Premium-Frak-

tion, die ausschliesslich gebrauchte Autos von vermeintlichen Premium-Marken kauft, weil sie dort die beste Qualität vermutet.

Für diese Kunden gibt es jetzt von Seat ein interessantes Angebot. Es ist zwar ein nagelneues Auto, aber eben auch ein gebrauchtes. Wie das geht? Durch den Konkurrenzdruck kommt es mitunter zu hastiger Modellpflege. Perfekte Fahrzeuge werden in den Ruhestand geschickt, obwohl sie mehr als rüstig und wettbewerbstauglich sind. Der Seat Exeo ST holt den A4 der Baureihe B7, die nur von 2004 bis 2008 gebaut wurde, zurück aus dem Ruhestand. Die B7-Baureihe war ein erweiterter Facelift des B6, den ich in der Topmotorisierung mit dem Dreiliter-Sechszylinder drei glückliche Jahre fuhr. Der B7 war ein höchst-eleganter Kombi, der bei Damen der besten Gesellschaft reüssierte. Die Genferin Celia von Bismarck fuhr ebenso einen wie Sabine Lanz, frühere Käfer, die blonde Dirndl-Designerin, die jetzt hochadlig verheiratet ist. Beiden Frauen gemeinsam war ihr sicherer Umgang mit Statussymbolen: Prunk war für Anfänger, grünmetallic Audi-Kombis für Experten. Auch

das britische Königshaus liebte den A4 Kombi, und nun baut ihn Seat als Exeo ST weiter.

In der kleinsten Motorisierung und der eher spartanischen Ausstattung kostet er gerade mal 31 550 Franken. Wer etwas mehr Spass haben will, sollte zu einem 1,8-Liter-Turbo greifen mit 150 PS. Einem Vierzylinder, den ich schon als Motorisierung in einem A6 Avant genossen habe. Der dreht schön, läuft ruhig und verhilft bergab schon mal zu Tempo 230 auf dem Tacho. Der Exeo hat den A4 leicht überarbeitet: innen wie aussen. Aussen sehen seine Augenschlitze und die Rücklichter aus wie die jüngere Schwester des vertrauten Gefährts. Im Inneren wurde der Audi etwas modischer.

Aber A4-Freunde werden sich an ihren geliebten Ingolstädter Kompakt-Laster erinnern. Besonders an den streng-schönen Tachometer und die von Bauhaus inspirierten Türöffner. Auch in der Silhouette erinnert er wie ein ein-eiiger Zwilling an seinen Ahnen. Was Seat tut, ist verdienstvoll. Längst wird ein Teil der Innovationsmanie kostenaufwendig am breiten Publikum vorbeiproduziert und führt zu ökonomischen Engpässen, gerade bei jungen Familien, die einen Audi-Kombi gut gebrauchen könnten. Der Seat Exeo ST hilft ihnen mit einem unschlagbaren Angebot für ein ausge-reiftes und exzellent verarbeitetes Fahrzeug.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

Seat Exeo ST 1.8 T

Leistung: 150 PS, Hubraum: 1781 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h
Preis: 35 400 Franken



Die Schöne auf dem Nachttisch

Was wie eine Flöte aussieht, ist ein Wecker. Bang & Olufsen erobert mit der BeoTime das Schlafzimmer. Von David Schnapp

Fast hätte der Pöstler das Wichtigste vergessen, als er uns die BeoTime von Bang & Olufsen lieferte. BeoTime ist eine Fernbedienung mit eingebauter Uhr und schaltet, vereinfacht gesagt, andere B&O-Geräte zur gewünschten Zeit ein oder aus. Wir haben zwei Pakete erhalten, eines mit der Kompaktanlage BeoSound 1 und eines mit der BeoTime. Weil Letzteres aber so schmal und unauffällig war, ging es beinahe im Postlieferwagen unter.

Für Leute, die schon einen Fernseher, eine Hi-Fi-Anlage und ein Radiogerät von Bang & Olufsen besitzen, ist die BeoTime die logische Fortsetzung ihres Geräteparks. Sie sei «angelehnt an Mozarts Zauberflöte», sagt Bang & Olufsen. Das ist zumindest eine gewagte Behauptung. Auf den ersten Blick ist die BeoTime ein sehr schönes Objekt aus Aluminium, es hat eine Bedientaste, drei kleine Displays sowie einen Knopf, der die Weckfunktion ein- und ausschaltet. Ein Druck auf die Steuertaste, und man kann in den Displays Weckzeit und -quelle eingeben. Die Animation der Ziffern in den Anzeigen ist ein Zeichen für die grosse Sorgfalt und die Liebe zum Detail, die B&O-Produkte auszeichnet. Auch der Neigungssensor, der dafür sorgt, dass die Zeitanzeige immer ablesbar ist, egal, auf welche Seite man die «Flöte» legt, gehört dazu.

Etwas verwirrender war es, die richtige Quelle anzuwählen, mit der wir uns am nächsten

Morgen wecken lassen wollten. Woher soll man wissen, was der Unterschied zwischen «Radio», «L-Radio» und «N-Radio» ist, die in der langen Liste von Quellen auftauchen? Auch die knappgehaltene Gebrauchsanweisung macht dazu keine Angaben. Nachfragen ergeben, dass «Radio» für uns richtig ist, aber das Gerät sei auch in der Lage, Geräte in einem Netzwerk zu steuern, deshalb die anderen Funktionen. Schade ist, dass man die Menüs nicht anpassen kann, um zum Beispiel Geräte, die man nicht braucht, aus der Liste zu entfernen.

Schliesslich aber arbeitete die BeoTime zuverlässig, zur Morgenstunde ertönt ein sanftes «Kling, kling, kling», und gleichzeitig startet, wie gewünscht, die BeoSound 1 den voreingestellten Radiosender oder die CD. Läuft die Anlage erst mal, übernimmt die «Flöte» auch gewisse Fernbedienungsfunktionen wie Lautstärke oder Kanalwechsel. Falls man nachts aufwacht, reicht eine Berührung der BeoTime, und die Anzeigen werden beleuchtet.

Fazit: Für B&O-Fans ist die BeoTime ein Muss, die perfekte Ergänzung zu anderen Geräten der Marke. Für alle andern ist sie auf jeden Fall sehr schön anzuschauen.

Bang & Olufsen BeoTime. Wecker, Sleep-Timer, Berührungssensor, automatische Display-Ausrichtung, Programm-/Sender-/Titelauswahl, lauter/leiser, 0,75"-LC-Displays, 48×33 Pixel, 3 Alkalibatterien (AA). Preis Fr. 470.-. www.bang-olufsen.com



Mozarts Wecker: BeoTime von Bang & Olufsen.

Grand Cru Adria

Von Peter Rüedi



Ist es eine *déformation professionnelle*, dass Journalisten für aufregender halten, was sich an den Rändern bewegt? Dass ihnen das Marginale eher auffällt als die gesicherten Werte aus den Zentren? Vielleicht ist es auch nur ein natürlicher Reflex, ohne den Amerika nie entdeckt worden wäre. Oder analog zur Wahrnehmung des menschlichen Auges. Zum Primatenerbe des Homo sapiens gehört, dass er Bewegungen und Lichtunterschiede am Rand des Gesichtsfelds schärfer registriert als im Zentrum – weil Gefahr vornehmlich in seinem Rücken lauerte. Wie immer, ich will ja nun nicht behaupten, aus den abgelegenen Bereichen kämen die grösseren Weine als aus den traditionell renommierten. Auch überlasse ich die Vorliebe für Exotisches gern dem genial exzentrischen Stuart Pigott, der in seinem eben erschienenen jüngsten Buch Weinerfahrungen in Dänemark und Norwegen, Japan und China, Moldawien und Georgien aufs Amüsanteste referiert («Wein weit weg», Scherz-Verlag). Mir reicht es, mal wieder auf die nach wie vor unterschätzten Weine aus den italienischen Marken zu verweisen. Auf den exzellenten «Cúmaro» zum Beispiel, einen Montepulciano d'Abruzzo, den die Familie Bianchi Bernetti nun seit zwanzig Jahren an den Hängen des Monte Conero im Hinterland von Ancona zieht. Der britische *Decanter* hat diese Riserva von Umani Ronchi vor Zeiten als besten regionalen Rotwein seiner Preisklasse ausgezeichnet. Was immer man von solchen Bestenlisten halten mag (in meinem Fall eher wenig): Im Fall dieses Rotweins war die Auszeichnung gut begründet. Zwölf Monate im Holz (und doch nicht eingesargt), weitere sieben in der Flasche gelagert, ist diese Conero-Riserva eine Art Paradigma für abruzzesischen Montepulciano. Verführerisch, elegant und doch vielschichtig – ein Wein, der den Novizen nicht schreckt und den Connoisseur nicht langweilt. Höchst geeignet also als gemeinsamer Nenner zwischen den Generationen. Solange der Vater den knappen Dreissiger springen lässt, den sein Nachwuchs wohl in der Disco, kaum aber (warum eigentlich?) für eine gute Flasche ausgibt.

Umani Ronchi Cúmaro Conero Riserva 2006: 14% Bindella, Zürich. Fr. 29.50 (www.bindellaweine.ch)

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Dan Brown:** *The Lost Symbol* (Bantam)
- 2 (3) **Cecelia Ahern:** *Zeit deines Lebens* (Krüger)
- 3 (4) **Paulo Coelho:** *Der Sieger bleibt allein* (Diogenes)
- 4 (2) **Hugo Loetscher:** *War meine Zeit meine Zeit* (Diogenes)
- 5 (5) **Sophie Kinsella:** *Charleston Girl* (Manhattan)
- 6 (6) **Peter Stamm:** *Sieben Jahre* (Fischer)
- 7 (9) **Joy Fielding:** *Im Koma* (Goldmann)
- 8 (7) **William P. Young:** *Die Hütte* (Allegria)
- 9 (8) **Charlotte Link:** *Das andere Kind* (Blanvalet)
- 10 (-) **Carlos Ruiz Zafón:** *Der dunkle Wächter* (Fischer)

Sachbücher

- 1 (1) **Guinness-Buch der Rekorde 2010:** (F. A. Brockhaus)
- 2 (3) **Eckart von Hirschhausen:** *Glück kommt selten allein...* (Rowohlt)
- 3 (2) **Duden:** *Die deutsche Rechtschreibung* (F. A. Brockhaus)
- 4 (5) **Heinz Gallmann:** *Zürichdeutsches Wörterbuch* (NZZ Libro)
- 5 (-) **Klaus Heer:** *Klaus Heer, was ist guter Sex?* (Wörterseh)
- 6 (4) **Jean Ziegler:** *Der Hass auf den Westen* (Bertelsmann)
- 7 (7) **Yangzom Brauen:** *Eisenvogel* (Heyne)
- 8 (8) **Teresa Fortis:** *Lockruf Saudia* (Woa)
- 9 (10) **Rhonda Byrne:** *The Secret – Das Geheimnis* (Goldmann)
- 10 (9) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** *50 Erfolgsmodelle* (Kein & Aber)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Schweizer Exotik

Allzu oft geht vergessen, dass das Eigene, Bekannte, Nahe für andere exotisch ist. «Schweizer Wörter. Mundart und Mentalität» heisst das unterhaltsame Büchlein des Deutschen Christian Scholz, der in die Schweiz kam und sich, wie Thomas Hürlimann im Vorwort schreibt, über diese «Mund-Art» wunderte, die hier gesprochen wird: «So begann er, einem Käfer- oder Schmetterlingsforscher ähnlich, zu beobachten, was für sonderbare Wörter und Ausdrücke unsere Sprache durchkreuzen und durchfleuchen.» Für den einheimischen Dialektsprecher ist die Zusammenstellung fast noch interessanter als für den Zuzüger, weil wir längst nicht mehr darauf achten, was wir sagen. Christian Scholz hat für uns kleine Kostbarkeiten der Mundart entdeckt: dass Schweizer Herzen gelegentlich aufgeregt «pöpperlen», während der Kopf über mögliche Komplikationen daraus «hirnt». (kep)

Literatur

Glück und Genetik

Richard Powers ist der Wissenschaftler unter den amerikanischen Schriftstellern. Trotzdem ist sein neuer Roman leicht und temporeich. Von Hans Peter Kunisch

Wie ein Held entsteht? Üblicherweise wird so getan, als habe es ihn immer gegeben. Das macht einen grossen Teil seiner Magie aus. Doch Richard Powers will es anders. Er lässt seine Hauptfigur spielerisch leicht vor uns entstehen: «Ich beobachte ihn so lange, bis er Gestalt annimmt. Er kauert auf dem Sitz, die Knie zusammengedrückt, die Ellbogen an den Körper gepresst. Seine Kleidung ist wie dafür geschaffen, dass man ihn übersieht.» Powers arbeitet mit einer Mischung aus konventioneller Anschaulichkeit und ihrer Überschreitung.

Geschliffen scharf folgen sich die Sätze: «Er ist so weiss, wie man in dieser S-Bahn weiss sein kann. Seine Körpergrösse erstaunt ihn selbst.» Auch wenn er gross ist: Der Mann ist unsicher. Von jeder Seite könnte ein «Angriff» kommen. Umso sicherer gibt sich das Ich. «Ich würde sagen, dass er unterwegs ist, weil er schon wieder eine letzte Chance bekommen hat. [...] Man hat ihn aus dem Heer der Hilfslehrer dieser Stadt gefischt. Man hat ihn in allerletzter Minute eingestellt.» Der Angehörige des Chicagoer Prekariats kritzelt noch in der Bahn. Bald beginnt der Abendkurs, den er leiten soll.

«Das Echo der Erinnerung»

Richard Powers, 1957 bei Chicago geboren, ist spätestens seit dem National Book Award für «Das Echo der Erinnerung» einer der bekanntesten amerikanischen Schriftsteller. Sein Roman «Der Klang der Zeit» verkaufte sich allein im deutschsprachigen Raum über 300 000-mal. Und dies, obwohl Powers einer jener Amerikaner ist, die manche Europäer gar nicht auf der anderen Seite des Atlantiks vermuten: nicht «einfach ein Geschichtenerzähler». Schon früh hatte Powers für Physik so viel Interesse wie für Sprachen. Heute unterrichtet er an der University of Illinois englische Literatur und Neurowissenschaften. Powers ist ein klassischer Vielbegabter. Ihn interessieren «Hybride», Textformen an der Grenze zwischen Fakten und Fiktion, die nicht am Wissen der Zeit vorbeigehen und tun, als lebten wir noch im 19. Jahrhundert. Zu viel Wissenschaft, hat man ihm daraufhin vorgeworfen. Auch sein neuestes Buch, das gerade erschienen ist, handle, so Powers schon im Frühling in Berlin, «vom Verhältnis genetischer Verbesserungen zum Glück».

Werden da nicht wieder Leute kommen und sagen: zu viel! Powers lächelt. «Kann sein. Doch ich bin tief überzeugt davon, dass ich

nichts über diese Welt sagen kann, wenn ich die Veränderungen der letzten Jahre nicht mit einbeziehe. Ich würde gern sagen: Ich bin ich, unabhängig von all diesen Erkenntnissen und Maschinen, aber ich glaube, das geht nicht mehr.»

Man meint aber auch zu merken, dass Powers sich ein paar Kritikpunkte zu Herzen genommen hat. Theorielastigkeit kann man seinem neuen Roman wirklich nicht vorwerfen. Powers hat auf all sein Wissen über Gentechnik und Biochemie nicht verzichtet, und trotzdem ist ihm ein federleichtes, temporeiches Buch gelungen. Alle Konflikte sind klar herausgearbeitet, alle Figuren deutlich konturiert, überraschend humorvoll und unterhaltend ist der Text noch dazu. Das liegt an dem brillant eingesetzten Erzähler, der seinen Figuren immer wieder an der richtigen Stelle über den Mund fährt, an Russell Stone, Powers' unfreiwillig komischer männlicher Hauptfigur, aber vor allem auch an dessen weiblichem Gegenüber, an Thassa dit Amzwar, einer Frau mit schwierigem Namen, aber das ist wirklich schon alles Schwierige an ihr.

Thassa, so die Kurzform, ist eine von Stones Studentinnen in seinem Creative-Writing-Kurs zur Reiseliteratur. Sie scheint zu haben, was allen immer fehlt: das Rezept für ein glückliches Leben. Sie bewegt sich und spricht wie eine Königin, ohne jedes Reich. Gut banausenhaft, könnte man einwenden: Sie ist schlicht ein junges Mädchen, und der griesgrämige Hungerleider Russell ist in sie vernarrt. Aber der Fall liegt doch etwas anders. Auch alle anderen Studenten spüren es: Die Frau ist etwas Besonderes. Sie ist nicht einmal richtig hübsch, sie hat nur extravagante «bordeauxrote Augen», und ihr Gesicht strahlt so viel Glück aus, dass jeder, der sich in ihrer Nähe aufhält, etwas davon abbekommt. Dazu ist sie so frech wie klug. Als Russell alle Studenten am Anfang nach ihrer «Lebensphilosophie» fragt, sagt sie zuerst nichts Neues, aber der zweite Teil ihres Satzes zeigt an, dass Powers ihr seine Gabe zu verblüffenden Formulierungen geliehen hat: «Das Leben ist zu schade für Philosophien», erwidert sie, «ich versuche, möglichst so wenig zu entscheiden wie Gott.»

Was Thassa als Verkörperung des Glücks besonders provokant macht, ist ihr grausamer biografischer Hintergrund. Sie kommt aus der Kabylei, Algerien, hat in Kämpfen mit Islamisten Vater und Mutter verloren, ist ein Flüchtling, dem es viel dreckiger gehen sollte als all



«So wenig entscheiden wie Gott»: Schriftsteller Powers.

ihren vergleichsweise verwöhnten College-Kollegen. Und Russells bescheidenes Elend fühlt sich ihr gegenüber erst recht kümmerlich an. Kann sie überhaupt glücklich sein, fragt er also nach der ersten Verzauberung – oder ist sie etwa krank, nicht normal? Eine Psychologin, die aussieht wie seine Ex-Freundin, teilt Russell mit, es könnte schon sein, dass die Frau «Hyperthymie» habe, ein übermässiges Glücksempfinden verspüre.

Giftiges Zauberwort

Eine Weile lang ist das Buch nun nicht viel mehr als eine unterhaltsame Satire auf die Be-

gegnung eines unerklärlich gesunden Geistes mit Vertretern eines zivilisiert-neurotischen Westens, die Widerstandsfähigkeit für nicht normal halten. Doch gerade als die Handlung ein wenig auf der Stelle tritt, gibt Powers ihr einen neuen Schub, dessen Wirkung bis zum Ende des Buchs nicht nachlässt. Auslöser ist die Attacke eines schüchternen Studenten, der Thassa näherkommen will, als sie es ihm erlaubt. Thassa wehrt die versuchte Vergewaltigung souverän ab. «Nicht», sagt sie dem irritierten Affekt-Täter, «du wirst daran zerbrechen.» Ein geschicktes, giftiges Zauberwort, das den Aggressor wie vom Blitz getrof-

fen von ihr ablassen und sich auf dem Boden von Thassas Studentenbude krümmen lässt.

Schlimmer aber ist, dass Powers Russell einen zweiten Unglücksbringer zur Seite stellt: Der Möchtegern-Vergewaltiger zeigt sich selber an, wodurch ein beklemmendes Schauspiel in Gang gesetzt wird. Denn Russell erzählt der Polizei, die nicht verstehen kann, warum Thassa auf jede Klage verzichtet – der arme Kerl, sagt sie, habe ihre Ablehnung doch schliesslich eingesehen –, von dem Verdacht auf «Hyperthymie». Brillant spielt Powers die sich nun ineinander verhakenden Mechanismen der zivilisierten Gesellschaft durch. Das hochkultivierte Glückskind steht plötzlich als Wunder im Internet und fällt Thomas Kurton auf, einem Wissenschaftler und Unternehmer, der Empfindungsgene erforscht. Kurton gewinnt Thassas Vertrauen, untersucht ihre Gene, findet eine kleine Anomalie, publiziert seine Entdeckung, die Medien greifen sie auf, Thassa kommt in die weltgrösste Talkshow, die von Oona alias Oprah moderiert wird.

Mit dem Glück war es nichts

Und Powers verwandelt seine anfangs so locker-leichte, intelligente Komödie in ein unheimliches Trauerspiel. Thassa verhält sich zwar noch immer erstaunlich, aber allmählich zermürbt sie der Wahnsinn um sie herum. Kirchenvertreter klingeln Sturm im Studentenheim, es gibt Fanklubs, aber auch Gegendemonstranten mit Schildern wie «Traurig und stolz». Thassa wird panisch, will erneut fliehen. Russell will sie nach Kanada bringen, was nicht klappt. Am Ende ist man sogar froh, sie wieder in Nordafrika zu wissen, das Powers in der leichtfüssig-präzisen Übersetzung von Henning Ahrens ebenso anschaulich beschreibt wie Fortschritte in der Genetik. Doch alle, die mit dem Glückskind näher zu tun hatten, haben mindestens ihren Job verloren.

Klingt enttäuschend. Mit dem Glück war es nichts, und alles ist wie immer? Ein klassisches negatives Märchen vor konservativem Hintergrund? Doch eine der entscheidenden Qualitäten von Powers' neuem Roman ist, dass er der Faszination durch die mögliche Perfektionierung des Menschen ebenso viel Platz lässt wie dem Aufzeigen der Irrtümer um sie herum. Powers ist kein Technikverächter. Es fällt ihm leicht, den kreativen Wahnsinn von Forschern zu verstehen, die an Wissensgrenzen arbeiten. Fasziniert lässt er allen Parallelwelten ihren Reiz, gibt allen Diskursen gleiche Chancen im Kampf um die Aufmerksamkeit des Markts und der Menschen.



Richard Powers: Das grössere Glück. Roman. Aus dem Amerikanischen von Henning Ahrens. S. Fischer. 415 S., Fr. 39.90

Deckname Shakespeare

Forschungen belegen: William Shakespeare gab es nicht. Hinter dem Pseudonym verbarg sich der 17. Earl of Oxford. Von Daniele Muscionico



Ende gut, alles gut? «King Lear» im Londoner Shakespeare's Globe Theatre.

Wissenschaftler verloren über diesen Studien den Verstand. Historiker mündelten zu Intriganten, Biografen zu Denunzianten – seit bald 150 Jahren ist die Autorschaft Shakespeares ein Stück von Shakespeare: eine Komödie der Irrungen.

Shakespeare, der Weltliterat, war der Mann, von dem man nichts wusste. Eine Büste in Stratford – Stein ist geduldig. Sechs Signaturen aus eigener Hand – doch wie steif und fehlerhaft! Viel mehr ist nicht als Beweis seiner Existenz. Woher seine Kenntnisse der italienischen Sprache und Landschaft? Ein geringfügiger Schauspieler konnte höchstens bis hinter die Stadtmauern Londons gereist sein. War er überhaupt des Schreibens mächtig? Als er um das Jahr 1592 in die Hauptstadt kam, gehörten zehn Stücke Shakespeares zum Repertoire der Schauspieltruppe, der er sich anschloss.

Der Verdacht lag lange schon auf der Hand: Der Handschuhmachersohn und Teilzeitschauspieler Shaksper aus Stratford-upon-Avon, der seine Werke aus dem Nichts verfasste, und das Genie Shakespeare, das sind zwei unterschiedliche Menschen. Shaksper und Shakespeare verkörpern zwei inkommensurable Formen menschlicher Existenz.

Ein Ausflug ins Jenseits bringt Licht hinter das Rätsel: Shakespeare war der Deckname von Edward de Vere, Earl of Oxford, einem Günst-

ling am Hofe von Elisabeth I. Mit dieser Erkenntnis macht in seinem jüngsten Buch der Shakespeare-Experte Kurt Kreiler von sich reden. Sein hinreissender Indizienroman veredelt den hartnäckigsten Kriminalfall der Literaturgeschichte zu einem Plädoyer für einen Vergessenen, Edward de Vere (1550–1604).

Blinde Interpreten

Der 17. Earl ist Spross einer Familie, deren Geschichte von der Geschichte Englands nicht zu trennen ist; er ist erzogen vom Kanzler der Queen, ist weitläufig belesen und weit gereist, kennt Frankreich und Italien aus eigener Anschauung. Die fulminante erste Novelle in der Geschichte der englischen Literatur stammt aus seiner Feder, eine Tatsache, die man bisher zu wissen versäumte. Ebenso ein Anhang von fünfzig Gedichten, ein Blick in die Werkstatt des jungen Shakespeare sozusagen.

Um seiner These Futter zu geben, führt Kurt Kreiler Dutzende zeithistorischer Anspielungen ins Feld, bezichtigt Generationen von Interpreten der Blindheit, wendet das Leben des Oxford bis in die Jackentaschen – entdeckt dessen Turniere fechtenden Dichterfreund Gascoigne, der sich als *pen name* Shakespeare nennt, «der mit der Feder ficht und mit dem Schwerte schreibt» – bis schliesslich dieser andere Shakespeare als der eigentliche William Shakespeare vor uns steht.

Doch was brachte diesen dazu, teils den Namen eines Freundes zu räubern und teils einen Schauspieler aus Stratford – der oft in seinen Stücken spielte – als Paten einzusetzen für seine Schriften? Kreiler kennt das Motiv der Lüge mit System: Der Earl wollte zwar seine Werke zu Lebzeiten gedruckt sehen. Doch sich vor dem gemeinen Volk eine Blösse geben und als Stückeschreiber in Erscheinung treten, das wollte und konnte er nicht. Das Pseudonym sicherte ihm die Gunst der Königin, zumal seine Stücke nicht immer d'accord gingen mit einem höfischen Umgangston und glattzüngigen Usanzen.

Ein Aristokrat aus London im Kostüm des Kleinbürgers? Ist das eine historische Verwechslung oder eine bewusste Täuschung und «der grösste und erfolgreichste Betrug, der je an der geduldigen Menschheit begangen wurde», wie der Schriftsteller Henry James meint. Kreiler ist der Ansicht, dass eine historische Verwechslung durchaus gewollt war. Durch wen? Nicht nur durch den Mann, der Shakespeare erfand, mindestens so sehr auch durch die Männer, die nach ihm kamen und die von dessen Erfindung profitiert haben.

Der findige Drucker Thomas Thorpe besorgte im Jahr 1609 die Publikation von «Shakespeares Sonetten». Mit diesen 154 Gedichten um eine Dreiecksbeziehung sahen sich die Erben und Besitzer der shakespeare'schen Manuskripte kompromittiert. Also beschlossen sie, sich das Pseudonym des Verstorbenen zu sichern und die Verfasserschaft des Earl of Oxford dahinter verschwinden zu lassen. Ein Vorfall, der sich 1616 wiederholen sollte: Die Erben wollten das Werk ihres Vaters herausgeben, ohne den Familiennamen preisgeben zu müssen. Mehr noch, sie wollten jede Assoziation des Pseudonyms Shakespeare mit dem Namen de Vere ausschliessen. Doch wie anstellen?

Zur Lösung des Problems bemühte man einen anderen Dramatiker und den Vorwortschreiber von «Troilus und Cressida», Ben Jonson. Dieser veröffentlichte – mit Unterstützung der De-Vere-Familie – die einbändige Folioausgabe, die für die spätere Shakespeare-Rezeption den Boden bereiten würde. Jonson widmete darin den kleinen Shaksper zum grossen Shakespeare um. Und der unbekannte Mann aus Stratford war ab dato postum verewigt.

Doch auch in Stratford arbeitet man seit je an der Befestigung des Namens, ein offenes Geheimnis. Was den vielen Millionen Besuchern erzählen, die jährlich zu ihrem Heiligen pilgern? Wie die Einzigartigkeit des Genies begründen, wenn plötzlich laut würde, dass nicht ein Bürger des Orts, sondern ein Edler aus London der Nämliche sei? Ende gut, alles gut? Der Wunsch ist der Vater des Gedankens.

Kurt Kreiler: Der Mann, der Shakespeare erfand. Insel, 2009

Alles Leben schwindet

Michael Hanekes «Weisses Band», in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet, ist ein grosser Film. *Von Wolfram Knorr*

Den Menschen in den Filmen Michael Hanekes («Funny Games») war schon immer nicht zu helfen: Die mit gnadenloser Distanziertheit gezeichneten Mittelmass-Mittelständler kommen weder mit sich noch miteinander klar. Im norddeutschen Dorf Eichwald schon gar nicht. Die Eichwälder suchen ihr Heil in ideologischen Mustern von Ordnung und Disziplin. Es ist der Winter 1913/14, eine Zeit auf der Schwelle von Gutsherrenabhängigkeit zu bürgerlicher Selbstbestimmung. Dem Nachwuchs darf deshalb weder Übermut noch Nachlässigkeit gestattet werden. Das Züchtigen muss Prinzip sein. Und die Zuchtmeister, bis ins Mark protestantisch, greifen zu besonders perversen Strafen, um die Jugend für die Zukunft zu drillen. Stockhiebe sind normal, gemessen an jener Selbstherrlichkeit, mit der der heroische Vater droht, er und Mutter würden eine schlechte Nacht haben, weil ihnen die Aussicht auf die Züchtigung mehr weh täte als den Kindern selbst. Das sind Hochleistungs-Funny-Games. Doch die so Malträtierten, bis zur Falschheit dressiert, wehren sich hinterfotzig.

«Das weisse Band», in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet, heisst im Untertitel ergänzend «Eine deutsche Kindergeschichte» und wirkt zunächst wie ein Horrorfilm à la «Das Dorf der Verdammten» (John Carpenter). Doch das trifft höchstens auf die mysteriösen Geschehnisse im Dorf zu; atmosphärisch, stilistisch und inhaltlich geht Haneke weit darüber hinaus. Da stolpert ein

Reiter über einen gespannten Draht und verletzt sich schwer; da brennt eine Scheune nieder; wird der Filius des Barons entführt und gequält, und ein Arbeitsunfall endet tödlich. Die philiströsen Erzieher, allen voran der Pfarrer, grandios gespielt von Burghart Klausner, ahnen, dass ihr Nachwuchs dahintersteckt. Sie ignorieren es, lassen sich mit «Herr Vater» anreden und binden den Kindern weisse Bänder an die Arme, damit sie das Prinzip der Reinheit und Ordnung nie vergessen.

Was Haneke in suggestivem Schwarzweiss mit fast mathematischer Präzision inszeniert, ist eine Welt, die voll ist von aggressiven Impulsen, aus der aber zugleich alles Leben zu schwinden beginnt. Die Seelen der patriarchalen Ungetüme, genau wie die ihrer gestriezten Sprösslinge, erscheinen wie ein Raum, in dem das Licht ausgeknipst wurde. Die Mordimpulse, Zynismen und Züchtigungen, mit denen sich Jung und Alt traktieren, sind zu emotionslosen Impulsen verkommen.

Kritiker haben das als Studie über den Ursprung des Nationalsozialismus interpretiert. Möglich. Weil aber Haneke die mysteriösen Unfälle nicht klärt, alles offenlässt, zeigt er vielleicht auch und eher, wie terroristischer Fundamentalismus durch wahnhaftige Bigotterie entstehen kann. Darin liegt die verblüffende Aktualität des Films.

Das weisse Band
Regie: Michael Haneke. D, 2009



Bis zur Falschheit dressiert: die Dorfkinder.

Die Kunst des Verzichts

Von Peter Ruedi

Der sicherste Weg zum Ruhm ist Selbstbeschränkung. Ein Einfall, aber den ein Leben lang durch dick und dünn verteidigt, und schon hält das alle Welt für «Stil». Botero oder Giacometti sind unter diesem Gesichtspunkt eins. Eine Tonlage, aber die gegen alle Lust zur Veränderung behauptet, und du bist ein grosser Autor. Verwandlungskünstler, proteische Naturen, sind allenfalls in den obersten Etagen toleriert, im Fall Goethes oder Picassos. Ansonsten steht in der Kunst (besser: in der Rezeption von Kunst) Vielseitigkeit schnell im Verdacht der Charakterlosigkeit. Stefano Bollani, 1972 in Mailand geboren, mit elf Jahren Schüler am Cherubini-Konservatorium von Florenz, mit fünfzehn schon mit italienischen Pop-Grössen *on the road*, beschloss nach der Begegnung mit seinem späteren Partner Enrico Rava, ein Jazzmusiker zu werden; er war es müde, «immer das Gleiche zu spielen». Auch als Improvisator kippte er allerdings nichts von dem auf den Müll, was zu seinem musikalischen Ameublement gehörte: die ganze Klassik, Tango, brasilianische Musik, die Songs von den LPs seines Vaters von Nat King Cole über Elvis bis Frank Sinatra. Bollani wurde ein pianistischer Entertainer, dessen virtuose Vexierspiele ein wachsendes Publikum verblüfften. Bald aber erkannte er seine Neigung zum Überborden, «einfach zu viel zu spielen, zu viele Effekte, Kunststückchen und Überraschungen. Inzwischen weiss ich, dass man gute Ideen schonend behandeln muss.» Was zu beweisen war. Irrlichterte er auf seinem schönen ersten (Solo-)Album bei ECM noch zwischen Prokofjew, den Beach Boys, Jazz-Standards und Scott Joplins Ragtime, konzentriert er sich mit seinem «dänischen Trio», den Partnern Jesper Bodilsen (Bass) und Morten Lund (Drums), nun auf wechselseitige Interaktionen und Introspektionen, auf subtile balladeske Schattenspiele. Zwei schöne Beispiele für Bollanis brasilianische Sehnsucht, ein Stück von Francis Poulenc, ansonsten Eigenkompositionen von ihm und Bodilsen: Bollani ist ein schönes Stück Trio-Kunst gelungen *in an almost classical mode*.



Stefano Bollani
(Jesper Bodilsen, Morten Lund):
Stone in the Water.
ECM 2090 1794161

Konfrontation

Eigentlich wollte Eidenbenz ja nur einen werbewirksamen Auftritt. Kompromisslos und doch human. Aber dann läuft die Sache aus dem Ruder. «Doppelpass», Folge 47.
 Von Charles Lewinsky

Das war doch ... das war doch ...

Die Reporter konnten ihr Glück nicht fassen. Wenn ihre Augen sie nicht täuschten, war gerade aus einem nicht besonders aufregenden Stück Polittheater eine Seite-1-Geschichte geworden. Eine Story, fast so gut wie «Briefträger beisst Hund».

Wenn er es wirklich war.

Sie bildeten einen engen Kreis um ihre Entdeckung, und in Eidenbenz' Ohren klang das Klicken der Kameraverschlüsse schmerzhaft laut. Denn ganz plötzlich war nicht mehr er der Mittelpunkt des Interesses, sondern ...

Wie kam der hierher? Was zum Teufel hatte der hier zu suchen? An einem Ort, wo er nun wirklich ganz und gar nicht hingehörte?

Mit dem Gefühl für solche Dinge, das man im Lauf einer langjährigen Politikerkarriere erwirbt, merkte er, dass zumindest eine Kamera immer noch auf ihn gerichtet war. Ganz automatisch liess er den Ärger aus seinem Gesicht verschwinden und setzte eine neutrale Miene auf. Er durfte sich auf keinen Fall anmerken lassen, dass er von dieser neuen Entwicklung überrascht war. Ein Mann wie Eidenbenz ist nie überrascht.

«Klick», machte die Kamera.

Er drehte den Kopf und sah ...

Natürlich. Sonja. Seine Frau hatte mal wieder nichts Gescheiteres zu tun, als ihrem neuen Hobby zu frönen. Sie hatte wahrscheinlich nicht einmal gemerkt, dass er, Eidenbenz, jetzt dastand wie der letzte Trottel. Mit diesem blöden Lebensmittelkorb in der Hand, von dem jetzt samt seiner ganzen Symbolik keine Sau mehr etwas wissen wollte. Wer interessierte sich schon für eine sorgfältig ausgewogene Mischung aus Menschenfreundlichkeit und Gesetzestreue, wenn da vorne ...

Was fiel dem Kerl eigentlich ein? Um diese Zeit hatte er gefälligst beim Training seinen Arsch zu bewegen. Dafür wurde er schliesslich bezahlt. Und nicht schlecht. Weiss Gott nicht schlecht.

Was war bloss in diesen Tom Keita gefahren?

Stand da vor dem Eingang der Kapelle, hinter sich diesen ganzen Mob von Illegalen und ihren Unterstützern, und gab ein Interview. Nein, Interview konnte man dem gar nicht sagen. Ein Interview besteht aus Fragen und



Antworten. Aber Tom Keita wartete die Fragen gar nicht ab, sondern redete auf die Journalisten ein, als habe er mit Beni Thurnheer den Job getauscht und sei jetzt der neue *Schnuri* der Nation. Der gleiche Tom Keita, der sonst nur widerwillig «Ja» und «Nein» sagte, wenn man ihm ein Mikrofon vors Gesicht hielt. Bestenfalls gerade noch: «Das müssen Sie den Trainer fragen.»

Jetzt redete der plötzlich wie ein Wasserfall. Und neben ihm ...

Man sagte das so leichthin: Jemand traut seinen Augen nicht. Aber genau so ging es ihm jetzt. Er sah etwas, was es überhaupt nicht geben konnte. Neben Tom Keita stand ...

Ja, neben Tom Keita stand – noch einmal Tom Keita. Oder doch zumindest ein Mann, der ihm aufs Haar glich. Und zwar ganz wörtlich. Die gleiche schwarze *Löckli*-Frisur. Dieselbe Nase. Derselbe gedrungene Körperbau. Nein, nicht ganz derselbe. Wenn man genauer hinschaute, gab es da doch den einen oder anderen Unterschied. Der andere war nicht so durchtrainiert wie Tom. Und seine Hand ...

Eidenbenz liess den Korb fallen, den er – bestellt und nicht abgeholt – bis jetzt immer noch festgehalten hatte, und rieb sich die Augen. Doch, es war so: Dem Mann fehlte ein Finger.

Klick. Klick. Klick.

Wenn Sonja nur endlich mit dieser verdammten Fotografiererei aufhören wollte!

Er ging ein paar Schritte an die Gruppe heran und merkte zu seiner eigenen Überraschung, wie ein unvertrautes Gefühl in ihm aufstieg. Etwas, was er sonst überhaupt nicht an sich

kannte. Ja, einen Moment lang – aber wirklich nur einen Moment! – war Eidenbenz tatsächlich verunsichert.

Es war aber auch eine total ungewohnte Situation: Da drängelte sich ein Rudel von Journalisten im Halbkreis, und nicht er stand im Mittelpunkt ihres Interesses, sondern jemand ganz anderes. Ihm drehten sie den Rücken zu. Drehten Eidenbenz den Rücken zu! Dieselben Journalisten, die in aller Herrgottsfrühe in einen Zug gestiegen waren, nur weil er ihnen versprochen hatte, es würde da heute etwas Berichtenswertes geben. Dieselben Schreiberlinge, die für das Versprechen eines Primeurs jedes Mal brav das Männchen machten, wie ein Hund, wenn man ihn mit seinem Lieblingsguezli *zeuklet*. Und jetzt? Nahmen ihn nicht einmal mehr zur Kenntnis.

Und wem galt ihre Aufmerksamkeit? Es war ja nicht so, dass da vorne die englische Königin samt einer wiederauferstandenen Lady Di zum Staatsbesuch gekommen wäre. Nein, der Mann, der da im Halbkreis der Journalisten stand und Hof hielt, das war ein ganz gewöhnlicher Fussballspieler. Einer aus seinem Verein. Einer, dem er jeden Monat den Lohn bezahlte. Ein ganz gewöhnlicher Angestellter. Und sie himmelten ihn alle an, als ob er gerade bei der Weltmeisterschaft das entscheidende Tor geschossen habe. Im Endspiel. In der Verlängerung. Gegen Brasilien.

Klick.

Verdammt noch mal, Sonja, jetzt hör doch endlich mit diesem Scheissdreck auf!

Jetzt, ein paar Schritte näher gekommen, konnte er auch hören, was Tom Keita sagte.



«Dieser Mann», sagte er und legte den Arm um die Schultern seines Fast-Zwillings, «dieser Mann kommt aus demselben Dorf wie ich. Als Buben haben wir miteinander Fussball gespielt. Wir hatten keinen richtigen Ball, aber das hat uns nicht gestört.»

Sie hingen an seinen Lippen, als ob er versprochen hätte, ihnen die Lottozahlen der nächsten Woche zu verkünden. Dabei war die Geschichte mit dem Ball aus zusammengeschnürten Lumpen, mit dem Tom Keita das Dribbeln gelernt hatte, ein alter Hut. Die konnte man sogar in den Unterlagen des Vereins finden. «So was macht sympathisch», hatte der neue junge Mann von der Pressestelle gemeint.

«Jetzt ist er in die Schweiz gekommen», sagte Tom Keita, «aber nicht wie ein Tourist, der sich das Matterhorn und das Jungfrauoch ansehen will, nicht wie einer, der sich ein Hotelzimmer mieten kann, mit Frühstücksbuffet und Minibar. Nicht wie ein reicher Geschäftsmann, der von Kanton zu Kanton die günstigsten Tarife sucht und dem man überall den roten Teppich ausrollt. Nicht wie einer, den man fragt: «Wie viel Steuern möchten Sie denn gern bezahlen, mein Herr?» Er ist nicht im Auto an der Grenze vorgefahren und hat dort seinen Pass und sein Visum vorgezeigt. Den Pass hat man beschlagnahmt, und ein Visum hätte er nie bekommen. In einem Lastwagen hat er sich versteckt und hat sich in die Schweiz schmuggeln lassen, eingeklemmt zwischen Kisten voller Waren, mit denen andere Geschäfte machten.»

«Illegal also?», fragte einer der Journalisten.

«Man nennt das wohl so», sagte Tom Keita. «Aber kann es wirklich illegal sein, wenn man sich Hilfe verspricht von einem Verwandten aus demselben Dorf?»

«Er redet wie ein Sonntagsprediger», dachte Eidenbenz. «Sonst bringt er das Maul nicht auseinander, und jetzt hält er hier Vorträge. Das muss ihm doch einer beigebracht haben. Den hat doch jemand unterwandert. Irgend so einer von diesen krankhaften Weltverbesserern. Und der Keita, in seiner Naivität, ist natürlich darauf hereingefallen.»

Klick.

Also wirklich, Sonja!

Den Journis, diesen Allesfressern, passte das natürlich. Politik und Sport im gleichen Artikel, das bekommt man nicht alle Tage auf dem Silbertablett serviert. Schon gar nicht, wenn es um einen wirklich prominenten Sportler geht, einen, von dem schon der Name auf dem Aushang genügt, um die Auflage zu erhöhen. Einen, der nächstens eine Miss Swiss heiraten wird, oder doch eine Fast-Miss-Swiss.

«Dann stimmt es also», fragte einer der Reporter, «was man heute im Cassandra-Blog lesen kann?»

«Und was steht da?», fragte Tom.

«Dass aus Ihrer Hochzeit vielleicht gar nichts wird. Weil Sie sich wegen Ihres Kollegen da mit Ihrer Verlobten verkracht haben?»

«Sagen wir es so ...» Tom Keita überlegte einen Moment und schien dann einen Entschluss zu fassen. «Wir sind uns in diesem Punkt nicht ganz einig.» Nach einer Pause fügte er mit leiserer Stimme hinzu: «Nicht nur in diesem Punkt.»

«Sie setzen sich jetzt also für das Bleiberecht dieser Leute ein?», fragte ein anderer Reporter. Tom nickte. «Und wenn Ihr Jugendfreund trotzdem ausgeschafft werden sollte – wollen Sie dann trotzdem Schweizer werden?»

Keita zögerte. Dann lächelte er plötzlich und sagte: «Das müssen Sie meinen Trainer fragen.» Und wies mit einer Handbewegung in Richtung Eidenbenz.

Der Halbkreis der Interviewer teilte sich in zwei Hälften – «wie wenn gleich einer von der eigenen Mannschaft zum Elfmeter antritt», dachte Eidenbenz –, und die Kameras und Mikrofone richteten sich auf ihn.

«Was sagen Sie zu Tom Keitas Einsatz für die Sans-Papiers?»

Es war eine Scheissituation. Die schöne Aktion, die er sich ausgedacht hatte, konnte er jetzt glatt vergessen. Dabei wäre sie, theoretisch, ganz bestimmt sehr presserwirksam gewesen. Ganz egal, was Dr. Häberle gemeint hatte. Aber jetzt interessierte sich niemand mehr dafür. Jetzt wurde eine neue Sau durchs Dorf getrieben, und die quiekte bedeutend lauter als die alte. Jetzt hofften die Journalisten – man konnte es ihnen an den *giggerigen* Gesichtern ansehen – alle darauf, dass sie auch noch über ein Zerwürfnis zwischen dem Torschützenkönig Keita und seinem Vereinschef würden berichten können. Publikumsliebbling gegen Volkstribun, das würde ihnen so passen.

Eidenbenz redete sich heraus. Es war nicht seine beste Rede, aber er hatte sie auch nicht vorbereiten können. Wie immer, wenn jemand nicht wirklich weiss, was er sagen soll, brauchte er einen Haufen Worte, jede Menge «einerseits» und «andererseits», «in unserem Land muss jeder seine Meinung sagen können» und «man muss aber gleichzeitig auch bedenken, dass». Nein, es war kein Meisterstück von einer Ansprache.

Vor allem, weil er beim Reden die ganze Zeit darüber nachdachte, wie er diesem Keita unter vier Augen gründlich die Meinung geigen würde. Der sollte gefälligst Tore schießen und sonst den Mund halten, wo er noch nicht mal das Bürgerrecht hatte.

Und was ihn noch mehr aus der Fassung brachte, war diese dauernde Knipserei. Nicht von den Fotografen, das war er gewohnt, sondern von Sonja.

Klick. Klick. Klick.

Folge 48 des Fortsetzungsromans in der nächsten *Weltwoche*

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass

Leichte, gute Liebe

Die Primarlehrerin Radka Haase, 31, und der Informatiker Ronnie Straub, 32, heiraten im Oktober. Eine vernünftige Entscheidung.

Ronnie: Rebellion und wilde Jugendjahre gab es bei mir nicht. Gut, einmal hatte ich bunte Haare. Mehr als Gag. Es war die Zeit von Kurt Cobain und Grunge. Andere in meinem Alter liefen mit einer Ratte auf der Schulter durch die Gegend: das dritte Punk-Revival. Die heute Dreissigjährigen sind keine Protestgeneration. Wir sind eher pragmatisch veranlagt. Gegen oder für was sollten wir kämpfen? Gegen den Staat? Für die freie Liebe? Es ist unnötig, denn es ist mehr oder weniger alles getan. Bei uns geht es darum, einen guten Job und das Glück in der Liebe zu finden. Beides ist mir gelungen, und das macht mich natürlich zufrieden.

Radka: Wir sind unaufgeregt, in einem guten Sinne. Unsere Väter packten bereits im Haushalt mit an, und die Mütter gingen arbeiten. Flausen oder verrückte Träume hatte ich auch nie. Nicht mal als Teenager. Wenn ich um 21 Uhr zu Hause sein musste, war ich eben pünktlich zu Hause. Ganz einfach, weil sich meine Eltern sonst Sorgen gemacht hätten, und das wollte ich nicht. Die neusten Forschungsergebnisse, wonach sich der Serotonin Spiegel bei Verliebten auf ein ähnlich niedriges Niveau senken soll wie bei Menschen mit Zwangsstörungen, deuten eine Obsession an. Das ist nicht gesund. Dieses unbedingte Wollen kann ich nicht richtig nachvollziehen. Das gilt auch für die Liebe: Wieso muss man sie erkämpfen und erzwingen? Sie sollte etwas Leichtes, Gutes sein. Ob die Leidenschaft ohne Drama funktioniert, weiss ich nicht. Bei uns verlief alles unspektakulär. Ich fragte Ronnie in der Bar: «Ist dieser Hocker noch frei?» Er fragte mich zehn Minuten später: «Ist dieser Hocker auch bequem?» So kamen wir ins Gespräch.

Ronnie: Ich fand Radka schön und nett. Sie entsprach meinem Frauenbild: herzlich, umgänglich und unkompliziert.

Radka: Er trug beige Manchesterhosen und ein gestreiftes Poloshirt. Daran erinnere ich mich noch genau.

Ronnie: Ich ging damals vier- bis fünfmal pro Woche Eishockey spielen, wir konnten uns



«Wir blieben lange Zeit verliebt»: Brautleute Straub und Haase.

nicht so oft sehen. Das hatte auch sein Gutes: Wir blieben lange Zeit verliebt.

Radka: Dann zog ich bei Ronnie ein. Was der Unterschied zwischen der Liebe und dem Verliebtsein ist, weiss ich nicht so recht. Man sitzt am Abend irgendwann vor dem Fernseher und vermisst die Schmetterlinge im Bauch. Trotzdem kann man sich ein Leben ohne den anderen gar nicht mehr vorstellen, und man will auch keinen anderen. Wir sprachen ein paar mal über die Ehe und kamen zum Schluss: Es muss nicht unbedingt sein. Einen Beschützer brauche ich nicht, eher jemanden, der da ist, wenn ich ihn brauche. Das erfüllte Ronnie auch ohne Trauschein. Umso erstaunter war ich über den Antrag. Ich muss jeden Morgen um sechs Uhr aufstehen. Der besagte Tag war mein Geburtstag. Ich duschte und sah dann das Päckli beim Lavabo neben der Zahnpastatube liegen. Es sah teuer aus. Ich ging damit ins Schlafzimmer, weil ich es nicht allein aufmachen wollte, und weckte Ronnie. Im Deckel

steckte ein Zettelchen mit einem Satz, den ich in der Dunkelheit nicht entziffern konnte. Ich dachte: «Das ist aber ein superkurzer Glückwunsch.» Die Uhr war megaschön, ich wollte sie zuerst gar nicht annehmen, so ein teures Geschenk. Ronnie fragte verschlafen: «Hast du den Zettel eigentlich gelesen?» Jetzt knipste ich die Nachttischlampe an und schaute das Papierchen genauer an. Darauf stand knapp und klar: «Willst du mich heiraten?»

Ronnie: Ich wusste, dass Radka «Ja» sagen würde, sonst hätte ich sie nicht gefragt.

Radka: Zuerst kaufte ich ein hellgraues Hochzeitskleid, dann noch ein weisses. Ob und wann wir Kinder bekommen, steht noch in den Sternen. Aber irgendwann möchte ich wieder eine schöne Reise machen.

Die Fragen stellte **Franziska K. Müller**.
Trauungen und Feste: www.zunftHaus-zur-waag.ch



DESIGNED FOR PERFORMANCE.
ENGINEERED FOR ELEGANCE.



GRANTOUR DATE

Mechanisches Automatikwerk mit Selbstaufzug
Schwarz lackierte Lünette in Edelstahl
Saphirglas, verschraubbare Aufzugskrone
Wasserdicht bis 150 m, Edelstahlgehäuse 41 mm

TIMING PARTNER

PORSCHE
MOTORSPORT



TUDOR

TUDORWATCH.COM